Gesammelte
Erzählungen

für

christliche Jugend und christliches Volk.

Von

Ottmar Lautenschager,

Verfasser der Erzählungen des Priesters Ottmar, des Vater Unser, Job's, Hans von der Jachenau, des Festes der heil. drei Könige 2c.

Fünftes Bändchen.

Mit Approbation des hochwürdigsten Ordinariates des Erzbisthums München-Freising.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1850.
Verlag der Matth. Rieger'schen Buchhandlung.
(Joh. Peter Himmer.)



C. Fiegl gez. gest. bei G. Wolf

Verlag der Matth. Rieger'schen Buchhandlung in Augsburg.

Tulpen.

Erzählungen

für

christliche Jugend und christliches Volk.

Von

Ottmar Lautenschlager,
Priester der Erzdiözese München-Freising.

Mit Approbation des hochwürdigsten Ordinariates des Erzbisthums München-Freising.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1850.
Verlag der Matth. Rieger'schen Buchhandlung.
(Joh. Peter Himmer.)

1.

Die Spieler.

Fliehe die Lüste der Jugend. 2. Tim. 2, 22.

I.

Die Parade war vorbei; die Truppen hatten sich in die Kasernen zurückgezogen, und auch die zahlreichen Zuschauer, wohlzufrieden mit der herrlichen Musik und den schönen Anblick der reichgeschmückten, kräftigen Soldaten, hatten sich zerstreut, um das Mittagsmahl einzunehmen, oder vor den Thoren der Stadt in den blühenden Alleen sich zu ergehen. Dicht an der Hauptwache stand nur ein Mädchen noch auf dem großen Platze und schaute ängstlich und sehnsuchtsvoll umher, als wollte sie suchen, und könnte doch nicht finden. Sie mochte noch nicht fünfzehn Jahre zählen; ihre Gesichtszüge waren freundlich und etwas von der Sonne gebräunt; ihr Anzug war reinlich und zeigte, daß sie weit vom Oberlande herkomme; unter dem Arme trug sie ein Päcklein.

So mochte sie unschlüssig und bange, mehr als eine halbe Stunde gestanden seyn, still und scheu hatte sie jeden vorübergehenden Soldaten betrachtet; man sah es ihr deutlich an, wie gerne sie die Kriegsmänner um etwas gefragt hätte; aber es schien, als ob ihr Schüchternheit und Scham immer den Mund

verschlössen. Endlich, mit sichtbarer Ueberwindung faßte sie sich ein Herz und trat zur Schildwache, die lautlos, ernsten Schrittes neben ihr auf und abging. —

„Verzeiht Herr Schildwache, wenn ich euch störe," bat sie demüthig; „habt die Güte und sagt mir, wo ich meinen Bruder, den Fourier Georg Bermann finden kann?"

Der schnurrbärtige Krieger schaute das fast zitternde Mädchen ernst an. „Bist du eine Schwester des Bermann?" fragte er.

„Ja freilich; ich bin weit hergekommen, ihn zu besuchen; ich habe ihm gar viel zu bringen und noch mehr zu sagen."

Der Soldat schaute lächelnd auf das Päcklein, als dächte er: da drinnen ist so viel auch nicht. „Was bringst du denn?" fragte er neugierig.

„Einige Hemden, die ich ihm gemacht und etwas Geld, das wir ihm zusammen sparten."

„Das wird er Alles recht gut brauchen können, meinte die Schildwache; wollte Gott, ich hätte auch so ein Schwesterlein!"

Jetzt entstand eine kleine Pause. —

„Aber lieber Herr," begann nun das Mädchen dringend, „wo kann ich denn meinen Bruder treffen?"

„Weiß es so genau nicht; war die gleichmüthige Antwort; wenn es wahr ist, was man sagt, so ist er in der Prison."

„Was ist denn das, die Prison?"

„Das ist der Arrest, das heißt, mich recht zu verstehen, er ist eingesperrt!" erklärte der Soldat.

„Er hat gespielt und dabei Händel angefangen; dafür muß er nun bei Wasser und Brod Buße thun!"

„Ach," jammerte die Kleine, „schon wieder gespielt und gestritten! wie oft haben wir ihn gebeten, um Gottes und seiner Seligkeit willen, gebeten, er solle doch das Spiel lassen, und wie oft hat er es uns versprochen."

„Versprechen und Halten ist zweierlei," meinte der Soldat; „der laßt vom Spielen so wenig, als die Katze vom Mausen!"

Das Mädchen schaute ihn betrübt mit ihren feuchten Augen an; Thränen perlten über ihre Wangen. „Kann ich denn ihn gar nicht sehen? nicht sprechen, nur auf ein paar Wörtlein?"

„Die Arrestanten dürfen in der Regel keinen Besuch annehmen; aber bei dir wird es wohl eine Ausnahme erleiden, weil du seine Schwester bist, und so weit herkommst; gehe nur in die Prison und zum Profos."

„Lieber Herr Schildwache, bat jetzt die Kleine mit gefalteten Händen, wollt ihr nicht so gut seyn, und mich zu meinem Bruder führen, und ein gutes Wort für mich reden, daß ich ihn sehen darf? Seht, ich bin ja fremd und weiß nicht, wo der Profos und die Prison ist; es ist aber ja einerlei, ob ihr da hier auf und abspazieret, oder ein Viertelstündlein mit mir geht. Bitte gar schön, geht mit mir!"

„Kind," lachte der Soldat, „das verstehst du nicht; ich muß auf meinem Posten bleiben, wie das Dach auf dem Haus; aber weine nur nicht; da kommt schon Jemand, der wird dir schon zeigen, wo du hin gehen mußt."

„He, Herr Feldwebel! seyd so gut und führt dieß Mädchen zum Profosen und zum Fourier B e r m a n n!"

Die Jungfrau wandte sich um; ein Soldat von schlankem, hohen Wuchse, mit grauen Haaren und bleichem Angesichte stand neben ihr. Er trug die Uniform eines Feldwebels der Invaliden, seine Brust schmückten ein Kreuz und eine Medaille; ernst aber doch freundlich schaute er auf die Jungfrau.

„Was will sie denn dort?" fragte er.

„Ich will meinen Bruder besuchen und ihm von Haus etwas bringen!"

„Der Fourier Bermann dein Bruder und du bringst ihm etwas? Bringe ihm Alles, nur keine Karten und keine Würfel!"

Margarete — diesen Namen gab sich das Mädchen auf des Invaliden Befragen — schaute ihn mit Blicken an, welche den ganzen Schmerz ihrer Seele bei diesen Worten verriethen. Dem Invaliden that es fast leid, so zu ihr gesprochen zu haben.

„Komme nur Grete," mahnte er freundlich, „ich will dich zu deinem Bruder führen; du darfst ihn gewiß sprechen, ich kenne seinen Herrn Hauptmann und den Profos sehr gut."

Grete aber reichte zum Abschied der Schildwache dankend die Hand, öffnete das Päcklein und nahm ein Paar Küchlein heraus. „Nehmt dieß, Herr Schildwache, für eure Güte" bat sie; „die Küchlein sind erst gestern gebacken, und ich habe allen Fleiß angewendet, daß sie recht gut gerathen sind; verschmäht sie mir nicht!"

„Nein, liebes Kind," erwiederte der Soldat; „es ist mir schlechterdings unmöglich, Dinge von der Art auszuschlagen; es wird meinem Magen wohl thun, statt des ewigen Kommißbrodes etwas Stärkendes

zu verkosten. Meinen schönsten Dank!" und eilig und vorsichtig, als könnten die Küchlein ihm gestohlen werden, schob er sie in die Patrontasche. —

Der Invalide lachte herzlich und führte Margareten durch die Straßen der Stadt. Der gutmüthige Alte machte sie auf die herrlichen Gebäude, auf die reichen Paläste, auf die prachtvollen Kirchen der Stadt aufmerksam; aber nur mit halben Augen schaute, nur mit halben Ohren hörte die Jungfrau; ihr Herz und ihre Seele waren bei dem Bruder in dem Gefängniß. Sie eilte, daß ihr der alte Veit — der Invalide — nicht folgen konnte.

„Ei, so nehmt euch doch Zeit und laßt mich doch auch mitkommen," brummte er, und blieb keuchend von Zeit zu Zeit stehen, „lauft ihr doch, wie ein Holländer;" „ja Kind, hätte der russische Schnee nicht meine Gebeine vor der Zeit steif gemacht — dann, dann — so warte doch, du Blitzmädchen — wir kommen ja noch frühe genug; der Vogel ist ja eingesperrt und fliegt so bald nicht aus."

„Lieber Herr," seufzte die Arme, „wenn ihr doch mein Herzeleid wüßtet; mir ist so angst! darf ich ihn gewiß sprechen?"

„Kümmere dich nicht," tröstete der Alte, „der Profos ist mein alter Bekannter, uns macht er gewiß auf; gib nur deinem Bruder recht gute Lehren."

„Mein Gott," jammerte sie, „der Herr Pfarrer und der Schullehrer haben sie gewiß genug und kräftig gegeben; wir zu Hause, die Mutter und wir Geschwisterte können nichts mehr thun, als ihm unsern Jammer und unsere Thränen zeigen!"

Sie waren jetzt zum Arresthause gekommen;

Veit läutete an; ein kleiner dicker Mann öffnete die Thüre und begrüßte den Invaliden auf eine Weise, die alte und herzliche Bekanntschaft verrieth. Veit trug jetzt die Bitte Margaretens vor, die sie selbst mit Thränen unterstützte.

„Nun, nun, seyd nur getröstet," sprach der gutherzige Mann, „es ist so weit noch nicht gefehlt mit euerm Bruder, ihr sollt ihn sprechen; ist ja heute so der letzte Tag des Arrestes und Morgens früh ist er frei und flügge, wie ein Vogel. Jetzt Margarete, und du Veit, tretet ein wenig in meine Stube; du, Veit, hast ja so meinen Buben nicht gesehen, den mir mein Weib vor acht Tagen gebracht hat."

Kindergeschrei scholl ihnen entgegen, als sie eintraten. „Ei, Veit!" rief eine Frau von stattlicher Gestalt, „ihr seyd lange ausgeblieben? wen bringt ihr denn da mit? ein Bäslein oder gar —"

„Sollt Alles erfahren," erwiderte der Alte, und drückte ihr fröhlich die Hand; „laßt mich aber euern Benjamin schauen."

Gertraud hob ihm freundlich ihr Söhnlein in die fast zitternden Arme. Der Invalide herzte das Kind in tiefer Rührung. „Hab' auch sechs solche gehabt," seufzte er leise; „liegen Alle draußen, kalt und starr. Herr, Du weißt warum! Dein Wille sey gepriesen!"

Er gab jetzt das Kind der Mutter zurück. „Sagt mir doch," fragte diese, „wer ist denn dieß gute Mädchen, und warum schaut es so traurig aus?"

Veit erzählte ihr Alles; mitleidig richtete die Frau einige tröstende Worte an Grete und suchte des Bruders Fehler mit seiner Jugend und Uner-

fahrenheit zu entschuldigen. Aber Veit krauste die Stirne. „Hört auf, Frau Gevatterin," rief er leise: „es ist nur zu wahr: der Vermann ist ein leichtsinniger Bursche; mich dauert das arme Mädchen!"

Durch den langen Gang hörte man frische Knabenstimmen, von eben nicht taktmäßigem Trommeln begleitet. „Die wilden Bursche," klagte Frau Gertraud, „hört nur, wie sie lärmen! so geht es vom Morgen bis zum Abend."

„Ei, laßt den Knaben ihre Freude; sie können nicht wie die Mädchen mit Docken und Häfelein spielen," begütigte der Alte.

Die Thür ging jetzt auf, und drei rothwangige, kerngesunde Knaben traten herein; Paul, der älteste trug die Uniform eines Kuirassieres, und schwang mit kriegerischem Feuer einen gewaltigen hölzernen, mit Silberpapier überzogenen Säbel; David, der jüngere war als Grenadier gekleidet, und die große, bis an die Nase fast herabsinkende Bärenmütze stand ihm nicht übel; Christoph aber machte den Tambour und einen solch fürchterlichen Lärmen mit seiner Trommel, daß selbst des Invaliden abgehärtete Ohren sich ob eines solchen Spektakels entsetzten.

„Ihr Blitzjungen," rief er, und erhob sich drohend, „wollt ihr Ruhe geben oder —"

„Je, Veit, Veit, bist es du? wo bist du denn so lange gewesen?" riefen sie und rannten fröhlich auf den Alten zu, dessen zorngefurchte Stirne und blitzende Augen alsobald wieder den frühern, freundlichen Ausdruck gewannen.

Jetzt ging es an ein Drängen und Fragen; jeder wollte der Erste bei dem alten Veit seyn und

ihm erzählen; Paul eröffnete ihm, daß der Vater ein ganzes neues Regiment von Kuirassieren angeschafft und er nun sechs Reiterregimenter hätte, mit welchen er in der Schlacht Alles zu Boden werfen wolle. David betheuerte hingegen, daß sein Grenadierregiment, wie er es einexerzirt hätte, alle Reiterei mit dem Bajonette niederstürzen würde; jetzt konnte auch Christoph — eigentlich ein Artillerist, der sich nur bei Gelegenheit auf der Trommel belustigte, — zu Worte kommen und er sagte dem Invaliden als Neuigkeit, wie ihm der gute Junker bei der Artillerie eine ganz neue Batterie von Sechspfündnern gekauft und er es mit der Reiterei Pauls, wie mit der Infanterie Davids zugleich aufnehmen wolle; zudem, fügte er bei, habe ihn der Bataillonstambour einen neuen herrlichen Marsch gelehrt; diesen sollte Veit nun hören.

Das Letztere aber verbat sich der Alte mit ganzem Ernste und Christoph, der übereifrige Tambour, konnte nur dadurch zur Ruhe gebracht werden, daß ihm Veit versprach, er wolle ihm für den Marsch ein schönes Tambourlied singen.

„Ja," jubelten die drei Knaben, „ja Veit, singe uns ein Liedlein."

Der Invalide begann jetzt:

1.

„Der Tambour geht in's Feld hinaus,
Und wird da drauß gefangen;
Jetzt, denkt er, wär ich doch zu Haus,
Ich werde gar gehangen.

2.

Er schreit und weint gar bitterlich:
Ich will ja nimmer raufen;
Ach, hängt die Trommel doch für mich,
Und laßt mich Armen laufen." —

Gertraud lachte; der kleine Christoph aber machte ein ernsthaftes Gesicht. „Der Tambour," sprach er kopfschüttelnd, „gefällt mir nicht; er hätte seine Trommel nicht herlassen sollen: der Tambour darf seine Trommel so wenig herlassen, als der Fähndrich seine Fahne, oder der Kanonier seine Kanone."

„Ei, was du für Gedanken hast," sprach der Invalide und schaute verwundert und wohlgefällig auf das Knäblein, welches die Trommel festgefaßt, ihm trotzig in's Auge blickte. „Frau Gertraud," flüsterte er leise, „aus dem Büblein kann mit der Zeit ein tüchtiger Soldat werden."

Diese aber schaute ihn seltsam an, als hätten ihr diese Worte wenig Freude gemacht. „Veit," sprach sie, „stille, der soll mir kein Soldat werden, er ist mir der Liebste; ich will ihn studiren lassen, er soll mir ein Geistlicher werden, weil er einen so frommen Namen führt!"

„Ei, Frau Gevatterin," meinte der erstaunte Alte, „das wäre nicht übel; ein Geistlicher braucht so viel Muth als ein Soldat, manchmal noch mehr; es soll mich freuen, wenn Christoph einmal auf der Kanzel die geistliche Trommel rührt!"

Bei diesen Worten trat der Profos ein und nahte sich Margareten, die während der Zeit bald die wie Engeln schlummernden Töchterlein Gertrauds betrachtet, bald das sehnsuchtsvolle Auge

zur Thüre gewandt hatte. Mit dem gewaltigen, rasselnden Schlüsselbunde winkte er der Jungfrau. „Ihr dürft schon; habe schon angefragt!“ sagte er und führte sie über mehrere enge Stiegen zu des Gefangenen Stube hinauf.

II.

„Weint nur nicht,“ sprach er, das Schloß aufsperrend, „zu geschehenen Dingen muß man das Beste sprechen; redet nur, was Noth thut, man kann mit Wenigem Viel sagen!“

Mit klopfendem Herzen trat Margarete in die Stube; zu ihrem großen Troste sah sie, daß sie weit besser war, als das Kerkerloch ihres Dörfleins, worin man Diebe und Landläufer über Nacht umsonst beherbergt. Das Stüblein war etwas finster, allein durch ein mit eisernen Stäben vergittertes Fenster brach Licht genug, um eine Pritsche mit einem Bund Stroh, einen Stuhl und ein Tischlein, worauf ein Leib Brod und ein Krug Wasser stand, deutlich sehen zu können. Der Arrestant Bruder Georg selbst, lehnte in der Ecke beim Fenster und starrte trübe und träumerisch vor sich hin, und sogar das Rasseln der Schlüsseln schien ihn nicht aus seinem Sinnen erwecken zu können.

Leise trat Margarete zu ihm. „Bruder,“ fragte sie, mit Mühe die Thränen bei seinem Anblicke bezwingend, „was machst du denn?“

Georg wandte sich überrascht um und starrte die Schwester an. „Donner und Kanonen,“ rief er, „ich glaube gar, du bist Margarete, meine Schwester; du bist aber hübsch groß geworden.“ Er drückte

ihr die Hand und bewies ihr auf stürmische Art seine Freude und brüderliche Liebe. Der Profos, der sich bei diesem Auftritte für eine überflüssige Person halten mochte, entfernte sich leise.

„Ich glaubte gar, ihr hättet mich Alle vergessen,“ begann Georg nach einer ausdrucksvollen Pause, die Hand des Schwesterleins haltend und ihr fröhlich in die leuchtenden Aeuglein schauend.

„Mein Georg, wie konntest du dieß denken? wir dich vergessen? Denken wir doch deiner, und beten für dich alle Abende ein Vater unser, und ich noch dazu alle acht Tage einen Rosenkranz!“

„Ihr meint es Alle gut mit mir, das weiß ich,“ sprach Georg mit einiger Rührung; „es ist doch Alles gesund und die Mutter zumal?“

„Gott sey es gedankt! Alles ist gesund; die Mutter, der Bruder und die Schwägerin lassen dich alle recht schön grüßen; es thut uns recht weh, daß du nicht auf des Bruders Hochzeit kommen konntest!“

„Ja, ich konnte nicht,“ erwiderte Georg, wie von einer unangenehmen Erinnerung berührt.

„Ja, freilich, du konntest nicht kommen, und wir erfuhren auch, warum!“

Georg schwieg; doch eine leichte Röthe, die seine Wange flüchtig überhauchte, sprach deutlich die Regung seines Herzens aus. Zur Zeit der Hochzeit war er gerade da gewesen, wo er jetzt war.

Grete schaute jetzt ängstlich und beklommen in der Stube umher. „Georg,“ begann sie mit Schmerzen, „da ist's so finster; die Leute sagen gar, du wärest hier eingesperrt.“

„Das ist so,“ erwiderte er kurz und verdrießlich,

„das begegnet dem besten Soldaten, dem Gemeinen, wie dem Hauptmann, und Niemand macht etwas daraus."

„Sie sagen, du wärest wegen des Spielens und des Streitens gesetzt worden."

„Nun ja," rief unwillig der Bruder, „laß die Leute schwätzen, was sie wollen; das Unglück ist einmal geschehen und ist so groß nicht, als du meinst; komme, Grete, laß uns von lustigern Dingen sprechen."

„Wollte Gott, ich könnte es," seufzte die Kleine; „mir liegt aber noch viel am Herzen; wie oft hast uns nicht versprochen, das Spiel zu lassen; dem Herrn Pfarrer, dem Vater — Gott gebe ihm die ewige Ruhe — der Mutter und uns Allen — hoch und theuer hast es versprochen, bei unserm Herrn und Heiland selbst und allen seinen Heiligen! Um wie viel Sorgen und Kümmernisse hätten wir weniger, hättest du Wort gehalten!"

Georg ging unwillig mit starken Schritten im Zimmer auf und ab. „Wenn das die Mutter wüßte," fuhr Grete fort, „wie würde sie sich grämen und härmen!"

„Du mußt ihr nichts sagen," meinte Georg, „oder doch wenigstens beifügen, daß ich von nun an gewiß das Spiel meiden werde."

„Gott gebe es," erwiderte die Schwester, „es wäre dir und uns Allen zum Heil und Glücke. Noch muß ich dich um gar Vieles im Namen der Mutter fragen; denn dein Seelenheil liegt uns am Herzen, als sey es das unsrige selbst. Die Mutter läßt dich fragen, wie es denn mit deiner Andacht steht; betest

recht fleißig und besuchst du alle Sonn- und Feiertage die heilige Messe und die Predigt?"

„Ja; da zieht das ganze Regiment mit der Musik zur Kirche und hört dann die heil. Messe und die Predigt; das sollst du einmal sehen, das nimmt sich wunderhübsch aus."

„Das muß freilich recht schön seyn, ein ganzes Regiment frommer Soldaten; daran müssen der hl. Sebastian und alle Engel eine Freude haben; aber am Lande, da sieht man selten einen gottesfürchtigen Soldaten, d'rum möchte die Mutter auch wissen, ob du zu Ostern gebeichtet und die heilige Kommunion empfangen hast?"

„Nun, beim Himmel!" murmelte der Fourier unwillig vor sich hin, „die Mutter ist ziemlich neugierig." „Grete," begann er jetzt laut, „sage ihr, sie solle sich um nichts kümmern; es ist Alles in der Ordnung!"

„Also hast du gebeichtet und kommunicirt?" rief erleichtert die Jungfrau, „das ist für uns Alle ein großer Trost; marschirt da vielleicht auch das ganze Regiment zur heiligen Beichte, als wie in die Kirche zur heiligen Messe?"

„Nein Grete," lachte er, „da geht es hübsch dünn und einzeln; alle zusammen und auf einmal würden wir zu viele Beichtväter brauchen."

„Gottlob," rief Grete, „es ist mir jetzt ein Stein vom Herzen; du glaubst gar nicht, wie die Mutter und wir Alle für dich sorgen. Da, sieh nur!" Sie öffnete das Päcklein und gab ihm die Hemden; sie waren schön und von guter Leinwand gemacht.

„Ach," rief Georg fröhlich, „das, das läßt sich

sehen; schönen Dank, das kann ich brauchen! wie viel sind es?"

„Ein Halbdutzend; eines machte die Mutter, zwei die Schwägerin und die andern ich."

„Grete, du bist ein gutes Schwesterlein, ich halte Alles auf dich!"

„Da ist ein bischen Geld auch noch; dreißig Kreuzer hat der Bruder hergegeben, zwölf die Mutter, und der Gulden ist von mir; ich wollte mir ein Tüchlein kaufen, aber ich dachte, du könntest es nothwendiger brauchen, als ich."

„O du köstliche, herzensgute Schwester," rief freudig der Bruder, „wie soll ich es dir danken? aber laß es nur gut seyn, morgen ist mein Arrest aus; dann zeige ich dir die ganze Herrlichkeit der Hauptstadt: ich führe dich in das Theater, nach dem Prater, in den Methgarten — kurz, du sollst Alles sehen."

„Ich möchte freilich gerne etwas sehen, damit ich ihnen zu Hause etwas erzählen kann; ich bin zum Erstenmal hier und heute den ganzen Tag warst du mein Gedanke: — aber Georg," begann sie, sichtbar beklommen und zartes Purpurroth färbte die jungfräulichen Wangen — „weil du gerade vom Ausgehen sprichst; die Mutter läßt dich fragen, wie es denn mit deinem Umgang und deinen Bekanntschaften hier in der Stadt aussieht? Da hat sie eine große Angst; denn am Lande sagt man alleweil, daß die Dirnen in der Stadt hier recht schön, aber dabei recht schlimm und ausgelassen sind. Gott vergeb es, wenn es nicht wahr ist."

Der Bruder aber lachte laut auf. „O überſorg-

same Mutter, o allzubekümmertes Schwesterlein! was macht ihr euch doch selber Angst und Kummer! Da habt ihr nichts zu fürchten. Wollte Gott, du könntest noch länger hier bleiben, du würdest finden, daß ich die Wahrheit rede!"

„Ja, das wäre mein Wunsch auch, bei dir zu bleiben und der Mutter wäre es auch recht; ich könnte recht gut dienen als Küchenmagd; die Schwester des Herrn Pfarrers hat mich nähen und so viel kochen gelehrt, daß ich eine ordentliche Hausmannskost zubereiten kann. Zu Hause können sie mich leicht entbehren, weil die Schwägerin ihre jüngere Schwester, ein großes und starkes Ding, zu sich nehmen will. Da hätte ich die schönste Zeit, in der Stadt bei ordentlichen Herrschaften zu dienen und so etwas zu lernen."

„Wir wollen sehen," sagte der Bruder, aber mit geringerer Freude, als es Grete glauben mochte; in seinem Herzen stieg das Mißtrauen auf, als wollte die sorgsame Mutter das Schwesterlein als Wächterin ihm zur Seite setzen — „wir wollen sehen; ich kenne die Frau eines Feldwebels, die viele Bekanntschaften in der Stadt hat und manchem Mädchen gute Plätze zuwege brachte." — Die Unterredung wandte sich jetzt auf andere Gegenstände; Georg erkundigte sich über das Befinden der Nachbarn und Grete hatte vollauf zu thun, um seine Neugierde zu befriedigen.

So war bereits aus einer Viertelstunde eine gute halbe geworden, als der Profos erschien und ihnen bedeutete, die Zeit sey längst verstrichen und der Inspektionsoffizier werde bald erscheinen und morgen sey auch ein Tag zum Weiterreden. Da

schied Grete mit einem herzlichen Händedruck von Georg. —

„Jungferlein," fragte der Profos im Herabsteigen, „hast du schon auf Mittag gegessen? Der alte Veit hat bei meinem Weib ein Mittagessen für dich bestellt: schlag' es ja nicht aus, es würde ihn verdrießen." — Als sie in die Stube hinabkamen, saß der alte Invalide im Nebenzimmerlein bei den Knaben und half ihnen, die bleiernen Soldaten in Schlachtordnung zu stellen. Gertraud stand neben dem Kochofen und nickte freundlich dem Mädchen zu.

„Da setze dich, Grete," sprach sie, „und iß mit uns zu Mittag; wir essen heute so etwas später als sonst." — Dankend nahm das Mädchen diese Einladung an und erbot sich, ihr beim Kochen zu helfen.

„Das wäre sehr gut," meinte Gertraud, „aber kannst du auch kochen?"

Grete erzählte ihr, was sie verstünde. „Das ist mehr als genug in meinem Haushalt. Doch koche nur zu. Ich will die Kinder anziehen."

Während dem beschäftigte sich Veit, den Knaben bei der Aufstellung ihrer Soldaten zu helfen, und ihnen nach seinem Ermessen die besten Rathschläge zu ertheilen. Die bedurfte am meisten Paul, der in kühnem Uebermuth sich vermaß, mit seinen Kuirassiren und Lanzenreitern, die Grenadiere Davids und die Kanoniere Christophs zu Boden zu schmettern.

„Paul," rieth er, „rasch die Kuirassire auf den Mittelpunkt der Grenadiere; die Lanzenreiter links in die Flanken, die Chevauxlegers als Reserve! — He, David, geschwind ein Carré geschlossen, sonst

bist du verloren!" — „Hilf, Himmel, rief Christoph, „du bist geschlagen, wenn ich dir mit meinen Kanonen nicht zu Hilfe komme." „Aber, da schaut und staunt — Puff — Puff — da liegt eine ganze Eskadron!"

Jetzt ging die Schlacht förmlich an und zwar mit nicht geringem Lärmen. Veit lächelte. „Nun, ihr Buben," mahnte er, „macht es nur nicht zu arg, und seyd ja menschlich gegen die Gefangenen."

Er ging jetzt hinaus und wandte sich zu Margareten, die eben die hübsch großen Knödel in die Pfanne setzte. „Du kannst recht gut mit dem Kochen umgehen," lobte er, „es wäre doch recht schön, wenn du bei uns und bei deinem Bruder in der Stadt bleiben könntest!"

„Mein, das wäre ja mein Wunsch auch," seufzte die Jungfrau, „ich wollte gerne recht fleißig und treu dienen und unwissend bin ich auch nicht." —

Bei diesen Worten trat Gertraud mit zwei hübschen Mädchen auf den Armen herein. Die Kinder streckten die Händlein nach dem Alten aus; er drückte sie an die benarbte Brust und herzte sie. Mit hellen, freundlichen Aeuglein schauten sie auf die ihnen unbekannte Margarete. Diese nahm ihre letzten auf die Rückreise bestimmten Küchlein und bot sie ihnen liebkosend an, sie ließen es sich herzlich schmecken; auch Gertraud verkostete sie und fand sie sehr gut. „Hast du sie gekocht, Grete?" fragte sie jetzt. „Ja," war die Antwort. Frau Gertraud, deren Mund jetzt ein halbes Küchlein ausfüllte, nickte lobend und schaute, was Grete während ihrer Abwesenheit hergerichtet hatte. „Ei, Grete," rief sie, „du hast schon tüchtige Vorkenntnisse und eine gute Anlage

zum Kochen; schade, daß du wieder auf das Land mußt; du solltest hier bleiben und etwas lernen!" —

„Wie gerne bliebe ich da," sprach schüchtern die Jungfrau, aber wer behaltet mich denn? ich wollte gerne um geringen Lohn dienen, wenn ich in ein ordentliches Haus kommen könnte."

„Behaltet sie, Frau Gertraud," bat der Invalide, „ihr wollt und braucht ja schon lange eine Helferin; nehmt das gute Kind!"

Frau Gertraud zeigte sich nicht abgeneigt; aber sie besann sich etwas. Sie schaute lange und forschend in Margaretens blühendes, engelreines Antlitz. „Veit," sprach sie ernst und leise, „nicht jede taugt an diesen Platz; ihr wißt, in der Nähe ist die Kaserne und es gehen da viel ein und aus, die Schönheit und Unschuld mißbrauchen."

„Fürchtet euch nicht allzusehr," meinte der Alte, „Gertraud, ihr seyd eine rechtschaffene Frau und das Mädchen ist voll Frömmigkeit und hat einen guten Schutzengel."

„Den braucht sie da wohl," erwiderte die Frau bewegt, „Grete," fragte sie jetzt, „hast du Liebe zu den Kindern und Freude, sie zu warten?"

„Ja," betheuerte sie, „bin ich ja selbst noch ein halbes Kind" und drückte die Kindlein, die ihre Hände umschlangen, an die jungfräuliche Brust. Mit fröhlichen Blicken schaute Veit auf Grete und Gertraud. „Ich wünsche euch beiden Glück," sprach er, „du, Grete hättest nicht leicht eine bessere Frau, und ihr, Gertraud, wohl schwerlich eine liebere Dienstmagd finden können. Nun, so bleibt denn

recht lange in Gottesnamen und in Frieden bei einander."

Das Essen war jetzt fertig; Alle, selbst der vielbeschäftigte Vater, saßen schon bei Tische; nur die Knaben fehlten, trotz mehrfacher Erinnerung. In der Hitze des Kampfes vergaßen sie Alles. Die Schlacht war freilich arg gewesen, und weniger die feindlichen Kugeln, als zuletzt die Fäuste der erbosten Knaben hatten unter den Soldaten eine fürchterliche Niederlage angerichtet. Von den Kuirassiren Pauls lagen die meisten Eskadrons sammt den Pferden auf dem Boden; gar viele von den Reitern hatten Kopf und Arme und nicht wenige Pferde Schweif und Füße eingebüßt. Paul, der Reitergeneral, weinte bitterlich bei dieser Noth; seine Kuirassiere hätten sich tapfer gehalten, ja, wie er behauptete, ein ganzes Jägerbataillon und ein halbes Grenadierregiment in Stücke gehauen; sie wären nur der Uebermacht gewichen. Allein auch Davids Infanterie hatte bedeutenden Schaden erlitten und den Sieg theuer erkauft. Viele der Reiter und Grenadiere lagen unter dem Tische auf dem Boden; diese wurden gemäß einer Uebereinkunft als Gefangene erklärt, jetzt aber nach der Schlacht Mann für Mann ausgewechselt, wobei aber Paul zehn Reiter einbüßte. Während Paul klagte, triumphirte David und pries die Tapferkeit seiner Grenadiere, die so heldenmäßig die Schlacht gewonnen.

Das ließ aber Christoph nicht zu, sondern schrieb die Ehre des Sieges seinen Kanonen zu, die so trefflich geschossen; das heißt, er hatte, so oft eine Batterie abfeuern sollte, aus Leibeskräften und mit

vollen Backen auf die feindlichen Reiter geblasen, und dadurch allerdings nicht wenige zum Fallen und noch mehrere zum Wanken gebracht. Der Streit, wem eigentlich die Ehre des Sieges gebühre, wurde um so heftiger, als jetzt selbst Paul ein Blättlein aus dem Siegeskranze in Anspruch nahm: „weil er mit den Resten seiner Reiterei einen gar so schönen Rückzug gemacht hätte.“ Daher war es sehr gut, als Veit zwischen die Streitenden trat, Ruhe stiftete und für David, als den ruhmvollsten Siegeshelden entschied; „denn es steht geschrieben,“ sagte der alte Invalide mit anscheinend großem Ernste: „Saul hat tausend erschlagen und David zehntausend.“ Auch Christoph gab sich zufrieden, als ihm der Alte versicherte, er und seine Kanonen hätten ihre Schuldigkeit gethan und sich brav gehalten. „Jetzt blaset zum Frieden,“ mahnte Veit, „und zum Essen; gebt euch die Hände zum Frieden, rechts um kehrt euch! vorwärts Marsch!“

Die Ermahnungen Veits wurden von dem Profosen mit einer sehr ausdrucksvollen Miene und von Frau Gertraud mit emporgehobenem Kochlöffel unterstützt; mit militairischem Anstande setzten die Knaben, nachdem sie gebetet, sich zu Tische. Es waren aber ihrer, Veit und Grete mit eingerechnet, neun Personen und es schmeckte ihnen Allen, am meisten der Grete, deren Herz jetzt mancher Sorgen ledig war; denn auch Herrmann — so hieß der Profos — hatte gerne bestätigt, was Frau Gertraud verfügt hatte.

III.

Bruder Georg erfuhr noch denselben Tag, daß sein Schwesterlein bei Frau Gertraud in Dienst getreten sey, und hatte jetzt um so mehr Sehnsucht, sein enges Stüblein zu verlassen. Des andern Morgens war er schon in aller Frühe auf, und setzte, als der Profos die Thüre öffnete, mit einem gewaltigen Sprung über die tiefe Treppe. Aber leider nahm der Sprung ein schlimmes Ende. Georg hatte das Unglück zu fallen, den Fuß zu verrenken, die Hand zu verstauchen und noch obendrein sich zwei Zähne einzuschlagen.

„Da haben wir's," rief ärgerlich der Profos, „ist es doch, als ob ihr aus der Hölle in das Himmelreich springen wolltet; und ich habe es euch da droben doch so schlimm nicht gemacht." Brummend hob er den Gefallenen auf, der ächzend von der Treppe in das Zimmer hinabhinkte. Dort jammerte Margarete, und fürchtete gar, der Bruder hätte sich Arm und Bein gebrochen. Doch der schnell herbeigerufene Regimentsarzt beruhigte sie und erklärte Georg werde mit den Schmerzen und einem achttägigen Aufenthalte im Spitale davonkommen.

Margarete athmete erleichtert; aber Georg hörte dieß mit größtem Mißbehagen.

„Aus der Prison in's Spital," grollte er, „wahrlich ein Spaziergang und ein Tausch, der nicht schöner hätte seyn können!"

Dem Schwesterlein aber kamen bei des Bruders Verwundung ganz eigene Gedanken; ihr erschien sein Unglück als eine Züchtigung des Herrn. Die Hand hat er sich verstaucht, weil er sie zum Streiten und

argem Spiel mißbrauchte, die Zunge und die Zähne verletzt, weil er gar so viel gescholten und gelärmt: den Fuß verrenkt, weil er ihn nie hatte zu Haus lassen wollen, sondern gar oft in schlimme Häuser gesetzt hatte. „Ach, lieber Herr," seufzte sie, „laß ihn doch bald wieder gesund werden, gesund an Leib und Seele, und gib, daß er die Züchtigungen Deiner Liebe nie vergesse."

Frau Gertraud hatte Mitleid mit Georg und erlaubte gerne, daß Margarete ihn besuchen durfte; sie durfte dieß, so oft sie konnte. Die gute Schwester half dem kranken Bruder, wo sie nur helfen konnte; sie gab ihm alle mögliche Erleichterungen und steckte ihm manches Süpplein und Eingemachtes, das sie mit treuer Liebe für ihn bereitet, aus Frau Gertrauds Küche zu.

Eines Tages wollte sie eben das Krankenzimmer, wo sie ihren Bruder fast schon völlig genesen fand, verlassen, als sie plötzlich bei der Thüre am Kleide sich gehalten fühlte. „He, Jüngferlein," rief eine wohlbekannte Stimme — es war der alte Veit, der hinter einem Schirm seine Liegerstatt eingenommen — „He, Jüngferlein, nicht gar so eilig, nur auf ein Wörtlein!"

„O lieber Gott, seyd ihr auch krank, Herr Veit? darum bliebt ihr gestern aus! mein, was fehlt euch denn?"

„Der russische Schnee thaut wieder auf in meiner Nase und meinen Beinen," erwiderte er mit einem komischen Seufzer; „der Regimentsarzt sagt, es hätte sich, Gott weiß was, dazugeschlagen und sandte mich hieher in das Quartier. Ich soll jetzt

blos Wasser trinken und fasten; das wollte ich nun recht gerne thun, aber sie haben mir den Tabak auch verboten, und das ist schlechterdings nicht zum Aushalten; denn mir ist das Schnupfen nöthiger, als das Athemholen; schnupft doch der Regimentsarzt mehr, als ich selbst, und braucht für seine Nase gewiß so viel Tabak, als eine Kanone den Tag über Pulver. Habe doch die Liebe, Grete, und kaufe ein Pfund Marokko — Marokko — merke dir den Namen — der Profos weiß schon, wo ich ihn gewöhnlich kaufe." Er zog jetzt unter seinem Kopfkissen ein Beutelein hervor und gab ihr das nöthige Geld.

Grete nahm es zögernd. „Lieber Herr Veit," bat sie, „ich will ja gerne thun, was ihr mir schafft; aber ich meine, ihr sollt dem Herrn Doktor folgen; eine gute Suppe oder ein eingemachtes Hühnlein, das wäre gewiß besser, als der Tabak."

„Geht, geht mit euern Suppen," erwiderte der Invalide, „habe sie genug gekostet; ich muß am besten wissen, was mir gut thut: lieber soll mein Magen hungern, als meine Nase! Grete, ich verlasse mich darauf!"

Der Krankenwärter nahte sich jetzt; Grete schied von dem Invaliden, der nochmals mit den Augen winkend, den Finger bedeutsam an die rothe Nase legte, als wollte er sie ihrer Fürsorge empfehlen.

Alles geschah, wie es der Alte wünschte; er bekam seinen Tabak und noch obendrein gute Speisen aus Frau Gertrauds Küche. —

Grete pflegte den alten Veit mit der größten Sorgfalt und Liebe; sie hatte ja dem biedern Manne

so viel zu danken, sie reichte ihm die Arzneien, sie verband ihm die geschwollenen Füße — eine Arbeit, die ihr der träge Krankenwärter gerne überließ. Da standen dem guten Veit oft die Thränen in den Augen, wenn er die kindliche Sorgfalt Margaretens gewahrte. „Ja," seufzte er dann oft, „es ist wohl gut, wenn man in seinen alten Tagen eine solche Pflegerin um sich hat! könnte auch eine haben — nun, wie Gott will! ist es doch, als ob Er mir in meinen alten Tagen noch eine Tochter senden will."

Veit genas schneller, als es der Arzt glaubte. „Kann gar nicht anders seyn," meinte der Alte, „ich hatte ja die Pflege zu gut;" er drückte der gerade anwesenden Margarete gerührt die Hand. Sein erster Gang war in den Kaufladen. Dort kaufte er für seine gute Pflegerin ein schönes, seidenes Tüchlein und lächelte freundlich, als Margarete in freudiger Ueberraschung ihm Dank sagte.

„Laß es gut seyn, liebe Grete," versetzte Veit, „du hast es gut, und wohl noch mehr verdient; liebe ich dich doch, als wärest du mein leibliches Kind, du sollst an mir einen guten Vater haben; der alte Veit ist nicht ganz entblößt, komme nur zu ihm, wenn du etwas brauchst. Ich kenne der guten Herzen gar viele in der Stadt und weiß den Weg zu ihnen zu finden: noch einmal, brauchst du etwas, so komme bei Tag und Nacht; aber fahre nur so fort, wie du angefangen hast; bleibe fromm und treu, so wird der Segen Gottes nicht ausbleiben — also bleib mein gutes, liebes Gretelein!"

IV.

Das blieb auch die Jungfrau, fortwährend fleißig und treu, eifrig und fromm, und bemüht, ihr höchstes Gut, der Seele und des Leibes Reinheit makellos zu erhalten. Freilich fehlte es nicht an Lockungen und Schmeicheleien, die manches andere weniger fromme und christliche Gemüth erschüttert haben würden; aber Margarete blieb ihren Vorsätzen getreu; sie wies mit dem ganzen Ernste einer jungfräulichen Seele alle Anträge zu sogenannten Liebschaften von sich, mochten sie anscheinend auch noch so ehrenvoll seyn. Frau Gertraud und der alte Veit standen ihr warnend und schützend zur Seite und baten sie gar oft, nicht dem blendenden Glanze und täuschenden Worten zu trauen, die nur zu oft von Sinnlichkeit eingegeben seyen. Margarete folgte demüthig den Warnungen und Ermahnungen ihrer geprüften und erfahrenen Freunde um so mehr, als ihre Rathschläge nur zu oft durch traurige Beispiele bestätigt wurden und sie mehr und mehr einsah, daß Hoffart und Eigendünkel manche, selbst der Bessern ihres Geschlechtes, in Jammer und Elend gebracht. Von ganzem Herzen freute sich Frau Gertraud der frommen Jungfrau, die nur die Kirche besuchte; sie that ihr Alles zu Liebe und wohl verdiente Grete dieß Wohlwollen, sie war die Erste im Hause auf und die Letzte zu Bette. Franziska und Christine, ihre Pflegetöchterlein, hielt sie gleich ihrem Augapfel, sie lehrte sie beten und lesen; selbst die rohen Knaben wurden bei ihr sanfter. Kamerädinnen hatte sie keine; in den Freistunden, deren sie freilich wenig hatte, las sie ein gutes Buch oder sie vervollkommnete sich in

weiblichen Arbeiten; öfters führte sie auch die Kinder spazieren oder sie bat ihren Bruder Georg um einen Besuch und plauderte alsdann mit ihm von der Heimath, der Mutter und den Geschwisterten. Diese Freude konnte sie leider nicht so oft genießen, als sie wünschte; Georg kam nur selten und dann dauerte sein Besuch nur kurz und zeigte keineswegs von der Wärme brüderlicher Liebe, die doch Grete so gewiß verdiente. Mit großer Betrübniß erkannte sie, daß in Georgs Herzen noch die alte Leidenschaft zum Spiele brannte und es beherrschte. Zwar wurde Georg in seinem Dienste durchaus thätig und tadellos befunden; wo er aber die übrige Zeit, die ihm der Dienst frei ließ, zubrachte, das wußte Niemand, und selbst der Invalide und der Profos konnten es nicht mit Gewißheit herausbringen. Grete ängstigte sich, es möchte Georg gar in eine jener schlechten Winkelgesellschaften gerathen seyn, deren die große Hauptstadt so viele zählte. Sie konnte nicht umhin, mit aller Liebe diese Kümmerniß dem Bruder zu entdecken; dieser aber hatte dafür nur ein spöttisches Lächeln und kalte Betheuerungen des Gegentheiles, welche die Sorgen der Schwester nicht erleichterten, ihre Schmerzen aber vermehrten.

Es war nur zu wahr, daß Georg wieder dem Spiele nachging. Seine Vorsätze und Versprechungen waren nicht Lüge, sondern in den Augenblicken der Reue gewiß ehrlich und aufrichtig gewesen, ja er hatte sie sogar öfters erneuert; allein dieß war sein Unglück, daß er die Versuchungen und Lockungen nicht mied, oft nicht meiden konnte; dieß sein Fehler, daß er in solchen Stunden sich gegen die

Versuchung nicht waffnete mit ernstem Muth und kurzem, doch inbrünstigen Gebet. Den alten Gesellschaften konnte er, ohne Anstoß zu geben, nicht alsobald absagen. Die Trinkstuben, wo er früher gespielt, besuchte er auch jetzt noch, und hier gab es der Anreizungen und Aufforderungen gar viele zu überwinden; dieß mochte ihm anfangs freilich gar hart ankommen. Stichreden, die sein in diesem Punkte irrendes Ehrgefühl beleidigten, thaten ihm noch weher; hie und da bat ihn ein Spieler um guten Rath, bald ersuchte ihn ein anderer statt seiner zu spielen, und nichts wohl konnte gefährlicher seyn; so erwachte denn bald wieder die mühsam niedergekämpfte Leidenschaft. Georg spielte wieder und ärger als zuvor, aber mit besserer Kunst und größerer Schlauheit, es vor der Schwester und den Freunden zu verbergen; doch es kam die Stunde, wo auch dieses offenbar werden sollte.

Margaretens Ahnungen und Besorgnisse waren in dieser Zeit immer trüber, die Besuche des Bruders immer seltener geworden. Eines Abends — nach langer Zeit wieder das Erstemal — besuchte er sie wieder. Nach einer kurzen gleichgiltigen Unterredung wollte er sie wieder verlassen, als ihm ein Soldat ein Brieflein brachte. Die Adresse lautete an den Fourier Georg Bermann. Er las es sogleich; aber Leichenblässe überzog sein Gesicht, sein Auge starrte fürchterlich.

„Mein Gott! Georg! was ist dir?“ rief erschrocken die Schwester; „was steht denn in dem Briefe?“

„Nichts!“ erwiderte Georg, und rang nach

Fassung, aber seine Züge drückten die höchste Erschütterung aus.

Margarete aber faßte angstvoll seine Hände. „Georg, was ist dir? um Gotteswillen! ich lasse dich nicht; du mußt mir sagen, was dir fehlt?"

„Geld, Geld, fehlt mir," rief er mit einem höhnischen Lächeln, das aber die ganze Bitterkeit seines Schmerzens verbarg. „Geld fehlt mir! Grete! hast du Geld?"

Grete schaute ihn bebend an. „Georg, du hast gespielt. O mein Gott!" — aber die bleiche, durch und durch erschütterte Gestalt des Bruders ließ sie fühlen, daß sie hier nicht klagen, sondern helfen müsse.

„Da, Bruder, nimm, was ich habe!" Sie öffnete ihr Schränklein. Da lagen vier Gulden, ihr Lohn, den sie vor acht Tagen empfangen.

„Viel zu wenig," murmelte Georg mit einem fast verächtlichen Blicke auf die Summe.

„Ach, Gott! ich habe nicht mehr," jammerte Grete; „da, nimm dies silberne Ringlein, dies Kettlein! ist es noch nicht genug?"

„Bagatell," rief dieser; „ich brauche viel, viel mehr!"

„Ach Gott!" flehte die Schwester mit steigender Angst, „ich will die ganze Stadt ablaufen und betteln für dich! sage nur, wie viel du brauchst?"

„Thörin!" rief der Bedrängte und wandte das verzweifelnde Auge zur Decke. — „Höre, Schwester, kannst du mich retten? meine Ehre — mein Leben steht auf dem Spiele — da, lies den Brief!" und er eilte, bleich, wie der Tod, zur Thüre hinaus.

Zitternd las Margarete:

Liebster Freund!

Ich benachrichtige dich, daß ich den künftigen Dienstag mit meinem Vater hierherkomme. Sey so gut und halte die hundert Gulden, die ich von der Erbschaft dir zum Aufheben gab, in Bereitschaft. Mein Vater, der das Mißtrauen, wie du weißt — selbst ist, will das Geld in eigene Obhut nehmen. Er traut weder dir, noch mir; mir nicht, weil ich sein etwas lustiger Sohn bin, dir nicht, weil du mein Freund bist, und er, — weiß Gott! wo und von wem — gehört hat, daß du stark spielst. Es ist zum Tod ärgern; ich habe Verdruß genug deßhalb mit ihm gehabt, und für deine Treue meine Seligkeit eingesetzt; aber es hilft Alles nichts; er muß das Geld haben. Meinethalben, es ist mir doch der Frieden lieber. Heißt es ja, man soll Vater und Mutter ehren. Aber ich sagte ihm, daß er dir abbitten und eine glänzende Genugthuung geben muß. Freund, dann wird es ein lustiger Tag. Also nichts für ungut, weder meinem Vater, noch deinem alten Freunde

Kaspar Böhm, Corporal.

Der Tag der Ankunft aber war morgen. Grete erkannte jetzt die Schuld und die Angst des Bruders. Er hatte die ihm anvertraute Summe leichtsinnig vergeudet; eine furchtbare Angst ergriff jetzt ihre Seele, sie fürchtete das Aergste. Bei aller Leidenschaft zum Spiele lebte doch in Georgs Brust ein tiefes Ehrgefühl; er war entehrt sein Lebenlang, konnte er das Geld nicht morgen ersetzen, seine Ehre, sein Leben stand auf dem Spiele. Sie hatte nur einige Augenblicke gebraucht, um den unheilsvollen Brief zu lesen.

Es dunkelte ihr um die Augen; der Brief entsank ihren Händen; sie hob ihn schaudernd wieder auf; es brannte jeder Buchstabe in ihrem Herzen. Fast bewußtlos rannte sie über die Treppe dem Bruder nach; sie traf ihn; sein Gang war langsam und schwer, wie der eines Verbrechers, der keine Hoffnung zur Rettung hat.

„Georg," rief sie, die Straße und die Menschen vergessend, „mein lieber Bruder! um Gottes willen, sey gefaßt und beginne nichts, was dir und mir Herzeleid brächte."

Georg wandte das düstere Auge voll verzehrendem Grame auf die Schwester. „Grete, weißt du, was ich verloren habe? weißt du, was am Spiele steht?"

„Georg," flehte die Schwester, „Gott ist gnädig und barmherzig und läßt keinen zu Grunde gehen, der reuigen Herzens auf Ihn vertraut; versprich nur, mich in einer Stunde wieder zu besuchen; ich will auf den Knieen bitten, bitten vor Gott und den Menschen; ich will nicht eher aufstehen, bis ich erhört bin; o mein Georg, versprich mir, mich heute noch zu besuchen; gewiß, ich werde dir Trost bringen."

„Ja," betheuerte ernst und fast tonlos Georg, „Grete, ich werde kommen; sey es nur," fügte er leise und selbst der Schwester unhörbar hinzu, „um von dir und dem Leben Abschied zu nehmen."

Es kamen jetzt Leute und störten das weitere Gespräch. Grete umschloß des Bruders Hand, und schaute ihn mit Blicken an, welche die ganze Angst und Kümmerniß ihres Herzens aussprachen und die wie

Schwerter durch die Seele Georgs drangen. „Grete, sey ruhig," wiederholte er, „ich komme!" und trauernd riß sich die Schwester von ihm los. —

Als sie nach Hause kam, war Frau Gertraud schon in der Küche mit Kochen beschäftigt.

„Grete," rief sie, „die Buben sind im Garten und machen nach ihrer Gewohnheit wieder einen fürchterlichen Lärmen; ich kann die Mädchen nicht zu ihnen hinauslassen; geh, nimm sie, und geh mit ihnen spazieren; sie sind so den ganzen Tag nicht in die frische Luft gekommen!"

Nichts wohl konnte Greten in ihrer Lage willkommner seyn, als diese Aufforderung. Eilends nahm sie die Kleinen und ging die Straße hinab zu dem Kirchlein, wo ihr und gar vielen andern Gläubigen das Beten am leichtesten wurde.

„Christine und Anna," bat sie beim Eingange, „betet für eine arme Seele, damit der Herr sie errette!"

„Für einen Kranken, damit er gesund werde?" fragte Christine, die jüngere.

„Oder für einen Armen, damit er Speise und Kleider bekomme?" meinte Anna, das ältere Schwesterlein.

„O wohl arm, wohl krank!" seufzte Margarete, „ihr dürft recht beten!"

Da gelobte Christine für diese Seele fünf Vaterunser und Ave Maria zu beten; Anna, die ältere Schwester, setzte bei, sie wolle dasselbe beten und den Glauben dazu. Margarete aber, mit ihnen in die Kirche tretend, wandte das Auge auf

das Kreuzbild und seufzte: „Herr, wenn du mich nicht erhören magst, kannst du dein Ohr denn diesen verschließen?"

Sie warf sich brünstig nieder; neben ihr knieten Anna und Christine, die Hände und Aeuglein zum Himmel erhoben und sehr andächtig betend. Jetzt erst kamen die Schmerzen in ganzer Fülle über Margaretens Herz; es ward ihr immer weher zu Muthe. Sie, das zärtliche Schwesterherz, fühlte die Schmerzen des Bruders und ihre eigenen dazu. Sein bitteres Leid, die Verachtung, die er über sich selbst und die andern über ihn fühlen mußten, der Jammer der Mutter und der Geschwisterte drängte sich in ihr Herz; sie sah ihn entehrt, gerichtet, zur ewigen Schande verurtheilt. Es war ihr dann, als zerrissen glühende Schwerter ihr Herz; es kam die Angst über sie, er möchte nicht die Macht und den Willen haben, sein Leid zu ertragen, sondern das Aergste und Fürchterlichste ergreifen. Und für alle diese Schmerzen in diesen Augenblicken keine Hoffnung, keine Erleuchtung. Ueberall schien es ihrem Klagen entgegen zu tönen: „Seine Schuld, seine eigene, ganz eigene Schuld!"

Das waren bittere Augenblicke, die den Schmerz vieler Jahre aufwogen. Sie neigte ihr Antlitz, das glühende Auge auf das kühle Holz des Betstuhles, bald hob sie es empor zum Kreuze, zur schmerzbetrübten Kreuzesmutter. Da tönte leise und mild Christinens zarte Stimme? „Grete," fragte sie, „was betest du so lange: ich bin bereits fertig und habe für den Armen die Vater unser und Ave ge-

betet. Der Vater sagt immer: das Gebet muß kurz und gut seyn."

„Das Gebet muß seyn, wie die Schmerzen," seufzte Margarete, „und meine Schmerzen sind groß und viele! o Anna, bete noch einmal für den Armen; er braucht es gar so nothwendig!"

Folgsam begann die Kleine wieder zu beten; aber jetzt fragte auch Christine: „Margarete, soll ich die Reue und Leid auch beten."

„O liebes Kind," rief Margarete, „bete sie ja, o bete sie, damit dem Armen desto eher verziehen werde!"

Christine schaute die trauernde Jungfrau betrübt an. „Nicht traurig seyn," flüsterte sie und schlang die Aermlein um den Hals der Margarete: „ich will ja die Reue beten für den Armen und den Glauben, die Liebe und Hoffnung für dich, damit du wieder fröhlich wirst." Liebe und Hoffnung! diese Himmelsworte, so süß und tröstend, wie mit Engelslippen von dem Kinde gesprochen, leuchteten, gleich freundlichen Sternen in der Nacht ihrer Schmerzen; Liebe und Hoffnung waren die Lichter, welche ihr den Weg zeigen sollten aus dieser Trübsal des Leidens. Sie fühlte, daß nur die Liebe leiden könne und müsse und nie hoffnungslos leiden dürfe. Bei dem Anblick des am Kreuze blutenden und sterbenden Heilandes, dessen Leiden der Menschheit zur Sühnung angerechnet wurde, ahnete sie, daß sie dies Stündlein voll herzzerreißenden Schmerzens, voll des bittersten Leidens, nicht für sich allein, sondern auch für den Bruder gelitten hätte; sie ahnete, daß auch dies ihr bitteres Leid durch die Gnade des Herrn

dem Schuldigen zu Gunsten angerechnet werden könnte, und sie bat darum; immer fester und heller war ihre Hoffnung, sie hörte es mit Entzücken, wie Christine mit weicher, leiser Stimme die Hoffnung betete.

„Du, Grete," sagte auf einmal Anna und berührte leise ihren Arm, „da sieh, da ist der alte Veit; dort, bei der Mutter Gottes!"

Ueberrascht schaute Margarete; sie konnte ihn eben noch sehen; denn der Alte ging in die Sakristei.

„Das ist dein Helfer," tönte es in ihrem Herzen; „Gott und die heilige Jungfrau senden ihn dir!" Die Jungfrau erinnerte sich, daß Veit ihr in jedem Anliegen seine Hilfe versprochen. Freudigen Muthes erhob sich Margarete und eilte mit den Kindern nach der Sakristei. Dort hatte der Invalide gerade eine heilige Messe für einen Verstorbenen angegeben.

„Also Wenzel heißt der Verstorbene?" fragte der Sakristan; „war es vielleicht euer Vater oder Bruder?"

„Keines von Beiden," antwortete der Alte; „es war ein Kriegskamerad, der in Rußland geblieben."

„Also ein guter Freund!"

„Könnte es auch nicht sagen," meinte Veit; „wir waren nur eine halbe Stunde gute Freunde: diese vergesse ich aber nie, weder im Leben, noch im Sterben."

Er gewahrte jetzt Margarete und die Kleinen. „Ei, Margarete," rief er, auf sie zutretend, „was führt denn euch her?" freundlich begrüßte er die Kinder; „sucht ihr Jemanden, Margarete?"

„Euch, Herr Veit!" erwiderte sie leise und

schüchtern; „mein, habt ihr nicht ein Viertelstündchen Zeit? ich hätte euch so viel zu sagen: ich habe euch eine große Kümmerniß zu vertrauen."

„Ich sah es euch gleich beim ersten Anblick an, daß euch etwas fehlen müsse," versetzte er lächelnd; „aber ich glaube gar, ihr weint: laßt es seyn und seyd getröstet; ihr wißt, daß ich Alles auf euch halte und euch gewiß helfe, wo ich helfen kann."

Sie gingen miteinander zu den nahen Alleen und setzten sich auf eine Bank; die Sonne ging eben unter: die Kinder setzten sich in das Gras und spielten. Mit mühsam zurückgehaltenem Schluchzen erzählte sie Alles; Veit wurde bei jedem Worte ernster; Zorn, Betrübniß und Theilnahme malten sich in seinen gefurchten Zügen.

„Veit," fragte jetzt Margarete bekümmert, „Veit, könnt ihr die hundert Gulden bis morgen aufbringen, ich verpfände euch mein Heirathsgut, das wohl eben so viel seyn wird. Veit, könnt ihr es?"

Der Alte schaute ernst und mild in die von Gram und Sorge getrübten Aeuglein der Jungfrau. „Ja, Margarete," sagte er, „ich kann und will es, und brauche nicht zu fremdem Geld meine Zuflucht zu nehmen; weine nicht, mein liebes Kind, sey nur getröstet! ich denke deinem Bruder auch noch in anderer Hinsicht zu helfen." Er versprach in einer Stunde wieder zu kommen und ihr das Geld in das Haus zu bringen.

Margarete aber küßte in tiefster Rührung weinend die Hand des Alten. „Ihr seyd mein Vater, Veit; ach, verstoßt doch den ungerathenen Sohn nicht!"

„Was treibst du Grete?" rief lächelnd Veit, „sey nur ruhig: es wird uns Allen geholfen; still, mit deinem Danken: jetzt geht nach Haus; es wird kühl; ich werde bald nachkommen."

V.

Der Invalide suchte seine Wohnung; sie bestand aus einem einzigen ärmlich, doch reinlich eingerichteten Stüblein; ein Tisch von Eichenholze und einige Stühle waren sein Hausgeräthe, eine Matraze seine Liegerstatt; in der Mitte des Zimmers hing, zwischen drei Kanonenkugeln eingemauert, ein großes Kruzifix, unter ihm der Säbel und die Muskete, die er in so vielen Schlachten so männlich geführt. Auf dem Tische lagen einige Erbauungsbücher; nicht weit von ihnen standen mehrere Biergläser, auf deren Deckeln die berühmtesten Namen des vaterländischen Heeres gegraben waren.

Als er eintrat, schnarrte ihm eine wunderliche Stimme zu: „Guten Abend!" „He, Gis, wo bist du denn?" rief der Invalide und ein Staar flog ihm auf die Schulter und legte sein Köpflein an seine Wange; „nun, Gis," fragte Veit, „hast du rechtschaffen Haus gehalten?" Der Staar begann jetzt zu plaudern, bis sein Kauderwelsch durch ein seltsames tiefes Murren unterbrochen wurde und ein alter Kater hinter dem Ofen hervorkroch und sich an des Alten Kniee schmiegte.

„So, Bär, kommst du auch? kein Mäuslein gefangen? Gelt, es giebt keine mehr?" begann der Invalide, setzte den Staar auf den Boden, streichelte den Kater und ging dann zu dem Ofen, um Feuer

anzumachen. Bald loderte das Feuer hell und wärmend. Still und sinnend schaute er in die röthliche Glut.

„Georg, Georg, das war ein schlechter Streich! bei Gott! ein schlechter Streich! das hätte ich dir nicht zugetraut! Stehlen, sogar Stehlen! solltest von Rechtswegen die Suppe austrinken, die du dir eingebrockt hast! Verdienst kein Mitleiden! so oft gewarnt!" Aber Margarete, das liebe Kind! ihr Jammer! ihre Mutter! seine Verzweiflung, die ihn noch zum Morde treibt! „Grete, dir zu lieb! Wenzel, dein Geld soll ihm jetzt helfen! habe mich immer vor deinem Gelde gefürchtet! will doch sehen, ob es Glück bringt! Habe noch keinen Heller angerührt, obgleich du mir es geschenkt hast."

Mit diesen Worten und einigen andern seltsamen Ausrufungen, trat er zu einer alten, wohlverwahrten Kiste und öffnete sie. Des Geldes mochte hier nicht wenig vorhanden seyn. Veits Hand zuckte, als er diese Thaler und Dukaten berührte, deren hier in Ueberfluß lagen. „Ist Sündengeld, ist Blutgeld, vielleicht!" murmelte er; „Wenzel, bist doch reuig gestorben! In Gottesnamen, es gilt vielleicht ein Menschenleben!" Er zählte mit sichtbarer Ueberwindung hundert Gulden heraus und schloß dann die Kiste eiligst und sorgsam wieder zu. Die Glocke tönte vom Thurme. „Es ist Zeit," sprach er, „ich will sie nicht in Angst warten lassen!" Er legte das Feuer in Ordnung und wies den Staar Gis zurück, der gar zu gern den Herrn begleitet hätte.

Als er in das Profosens Haus kam, war es

schon finster. Der Profos war bei seinen Arrestanten, Frau Gertraud eines leichten Kopfwehes halber mit den Kindern schon zur Ruhe gegangen. Grete aber saß mit dem Bruder harrend und hoffend in Angst und Schmerzen in ihrem Kämmerlein. Leise, ohne anzuklopfen, trat Veit ein. Margarete eilte ihm entgegen, umfaßte seine Hände und fragte, bittend und ängstig: „Veit, habt ihr das Geld?“

„Hier ist es,“ rief er, und warf es auf den Tisch, als wünsche er, bald von dieser Last frei zu werden. Bei dem Klange des Geldes fuhr Georg, der bisher in tiefer Betäubung bleich und starr am Tische gesessen, auf. „Veit,“ rief er, „ihr wißt Alles; denkt nicht zu schlecht von einem Verführten! Habt Erbarmen mit meinem Elende und Jammer!“

Veit aber schaute mit ernsten durchdringenden Blicken in das Antlitz des Schuldigen, dessen Augen tief lagen, und dessen bleiches Antlitz eher einem Sterbenden, als einem Lebenden anzugehören schien.

„Herr Fourier,“ begann er bewegt, „was verlangt ihr von mir Erbarmen? Habt denn ihr Erbarmen gehabt mit euerer Ehre, mit euerer Schwester und Mutter? ja, vielleicht mit euerm Leben?“

Georg sank vernichtet zurück. Margarete wandte sich bittend zu dem Alten. „Veit,“ flehte sie, „löscht doch den glimmenden Docht nicht aus! seht wie er leidet!“ Bei den Schmerzen des Bruders hatte sie die eigenen vergessen.

Der Alte setzte sich auf die Bank. Margarete brachte ihm Bier und Brod; er ließ es unberührt; ernst schaute er auf Georg: dieser saß da, das beschämte Antlitz zur Erde geneigt; die Brust athmete

heftig. Ueber Veit kam einiges Mitleid. „Herr Fourier, braucht ihr mehr Geld? ihr sollt es haben, wenn euch Geld helfen kann!“

Georg schüttelte das Haupt. „Veit, ich danke euch nochmals,“ rief er, „ich werde euch Alles bezahlen, und sollte ich mein Herzblut verkaufen müssen.“

„Zahlt nicht mich,“ antwortete Veit, „dies Geld gehört euerer Schwester; sie hat mehr verdient und es soll ihr werden!“

Georg horchte; Margarete schaute mit seltsamen und erstaunten Blicken den Alten an. „Lieber Veit,“ begann sie tiefgerührt, „euere Güte geht zu weit; es ist vielleicht euer Nothpfennig, leiht es uns nur auf ein halbes Jahr und es wird Alles gezahlt seyn.“ Nochmals schaute sie ihn mit Blicken an, die ihre Rührung verriethen, welche sie bei diesem Anerbieten und dem ärmlichen Anzug des Alten empfand.

Veit aber lächelte leise; er mochte ahnen, was in der Seele der beiden Geschwisterte vorging. „Margarete,“ begann er, „das Geld gehört dein, und es gehörte dein, ehe ich es noch hieher brachte. Darum, Herr Fourier, dankt nicht mir, dankt eurer Schwester; denn ihrethalben wurde euch geholfen, ja ihrethalben. Georg, laßt euch diese Rede nicht verdrießen; vergleicht euch mit euerer Schwester, und dann sagt, ob ihr mir zürnen könnt!“

Margarete umfaßte die Hand des Alten. Ihre Augen sprachen den Dank ihrer Seele aus. „Veit,“ flüsterte sie, „bei aller Barmherzigkeit doch so streng und dies Geld —“

„Gehört dein," erwiderte Veit, „und ist nicht dein letztes, du liebes Töchterlein, du gutes Schwesterlein. Aber, ihr staunt, wie ich dies Geld habe, und dennoch arm lebe; ihr staunt, wie ich dies Geld euch nicht blos leihen, sondern selbst schenken kann. Darum hört, und euch zumal Georg, bitte ich, aufmerksam zu seyn, ihr könnt vielleicht etwas lernen."

VI.

„Im russischen Feldzuge lagen wir an der Düna und hatten nach der Schlacht bei Polotzk eine lange Zeit nichts zu thun. Müssige Soldaten fangen allerlei Dinge an, um sich die Zeit zu vertreiben — kein Wunder, daß gar viele sich mit Würfeln und Karten, die ohnedem gang und gäbe sind, belustigten und so zu sagen, die Zeit todtschlugen. Es wurde um so ärger gespielt, als der General des Heeres, ein Franzose, selbst das Beispiel gab und mit seiner Generalität sehr wacker, freilich nicht in Kreuzer und Pfennige, wie unsere Soldaten, wohl aber in Dukaten und Louisd'ors spielte. In meiner Baracke und den ihr zunächststehenden war die Hauptniederlage der Spielfinken. In meiner Baracke hauste unter andern ein Soldat, Namens Wenzel, ein Böhme, der weiß Gott wie, im schlesischen Feldzuge zu unserm Regimente gekommen war. Er war ein schlauer Geselle, sehr höflich, und konnte jedem das Maul machen, stand aber dabei im Rufe etwas heimtückisch zu seyn und zur Zeit lange Finger zu machen; wenigstens munkelte man im Lager, daß er um der Strafe des Diebstahles zu entgehen, von Oesterreich desertirt sey. Dem sey nun, wie ihm wolle, ich konnte kein rechtes

Zutrauen zu ihm fassen, ob ich gleich nichts Böses von ihm sah und hörte, nur daß er leidenschaftlich spielte und dabei nicht wenig fluchte."

Veit hielt jetzt inne, um eine Prise zu nehmen.

Margarete aber fragte: „Ist dieß der Wenzel, Veit, für welchen ihr eine heilige Messe lesen lassen wollt?"

„Derselbe," erwiderte der Invalide und fuhr fort:

„Wenzel hatte lange Zeit mit Glück gespielt, als vielleicht Schlauere über ihn kamen und ihn rein auszogen, ja selbst Borg ihm verweigerten. Ich hatte Anfangs Mitleid mit ihm, ob ich gleich herzlich froh war, daß ich jetzt in meiner Hütte Frieden hatte; denn nie ließ ich mich zum Spielen mit ihnen verleiten, was mir freilich mit manchen Stichreden vergolten wurde; die aber konnte ich leicht verschmerzen. Meine Freude dauerte aber nur vier Tage; auf einmal kamen die Spielfinken wieder und trieben ihr Unwesen ärger als zuvor. Mit Erstaunen sah ich, daß Wenzel jetzt wieder Geld, und zwar mehr als sonst, hatte, ja, es schien ihm gar nicht auszugehen; denn er spielte auf die leichtsinnigste Weise und aß und trank, was ihm nur schmeckte. Ich fragte ihn einmal: „Wenzel, wo hast du denn das viele Geld her?" Wenzel aber machte mir ein grämliches Gesicht und sagte: „Für diesmal will ich dir es sagen; für das Nächstemal nimmer: ich habe ein Beutestück verkauft." Mir kam die ganze Sache verdächtig vor; allein ich mußte schweigen, um Frieden zu haben. Auf einmal entstand ein furchtbarer Lärmen im Lager; der General war bestohlen worden, und nun wurde die strengste Untersuchung verhängt, zumal über die-

jenigen, die bei ihm Wache gestanden waren. Man kam einer kleinen Bande von Dieben, Gaunern und Schelmen auf die Spur, unter ihnen war auch Wenzel. Ich wußte jetzt wohl, woher sein Geld kam. Sein Lügen half ihm nichts; aber seine boshaften Aussagen warfen auch auf mich Verdacht; vielleicht hatte es ihn erzürnt, daß ich ihm zu Gunsten nicht gelogen, sondern treulich die Wahrheit gesagt, als man mich über den Schelm befragte. Es gelang mir, durch meine frühere, tadellose Aufführung und durch das Zeugniß einzelner seiner Mitschuldigen mich genugsam zu rechtfertigen. Seine boshafte Lüge verschlimmerte seine Lage und Strafe. Er mußte Spießruthen."

„Spießruthen?" fragte Margarete schaudernd — o —

„Spießruthen!" wiederholte Veit mit besonderm Ernst, „glaubt ihr wohl, Herr Fourier, Wenzel hätte gestohlen, wenn er nicht ein so leidenschaftlicher Spieler gewesen wäre?"

Georg blieb die Antwort schuldig.

Veit aber fuhr weiter: „Noch sehe ich den Wenzel vor mir liegen, bleich und blutig, mit zerfleischtem Rücken, die Soldaten gingen an ihm vorbei und spuckten mit Verachtung vor ihm, als einem Dieb und ehrlosen Verläumder, aus, und gaben ihm eben nicht rühmliche Titel. Ich ging auch vor ihm vorbei und es erbarmte mich, ihn in solcher Schande und so großen Schmerzen zu sehen. Als er mich gewahrte, wurde seine Wange röther, als sein blutiger Rücken, er wandte das Gesicht ab, seine Zunge hing fast lechzend aus dem bleichen Munde; ich ging fort

und holte ihm Wasser, er trank, aber er konnte mich dabei nicht ansehen. Darauf nahm ich ihn auf die Schulter und trug ihn in die Hütte, dort legte ich ihn auf das Stroh und pflegte ihn. Er seufzte oft, redete aber kein Wort. Als er wiederum etwas zu Kräften kam, bat er, in eine andere Baracke versetzt zu werden: er entfernte sich ohne Abschied, ließ mir aber durch einen andern Soldaten für alles Liebe und Gute danken. Ich sah ihn seitdem öfters, er schien mich aber zu meiden; ich sah wohl, daß Scham und Reue ihm noch tief in dem Herzen stecke. —

Bald nach dieser Geschichte begann die Blutarbeit des Krieges auf das Neue, wir schlugen einen Sturm der Russen derb zurück; allein wir waren schon zu schwach, um die Verschanzungen länger behaupten zu können, wir nahmen den Rückzug, den der General auch meisterlich leitete. Aber jetzt kam Elend und Noth von allen Seiten über unser schon ohnedem bedrängtes Heer, zumal über unsere Abtheilung. Hunger und Kälte, Feinde und noch mehr die Fieber rieben uns auf; unter fürchterlichen Leiden und steten Gefechten waren wir bis in der Nähe von Wilna gekommen. Dort wurde ich mit mehreren Soldaten als Vorposten aufgestellt, unter ihnen war Wenzel. Es war uns wunderlich zu Muthe, als wir uns Beide wieder sahen; ich hätte ihn nimmer erkannt, so bleich und mager war er geworden. Die Nacht war kalt, wir zündeten ein Feuer an, um uns zu wärmen. Wir hungerten alle, und hatten nichts zu essen, unsere ganze Erquickung war etwas Branntwein, der aber so schlecht war, daß wir ihn zu jeder

andern Zeit mit Ekel weggeschüttet hätten. Ich fragte meinen Nebenmann, ob er nichts zu essen hätte, er zog ein Stück stinkendes Pferdefleisch heraus, in demselben Augenblicke wurde es von den Heißhungrigen ihm aus der Hand gerissen, daß ihm nur das Wenigste blieb. Mich ekelte; ich wollte aufstehen, um meine erstarrenden Glieder durch Bewegung zu erfrischen; da fühlte ich, wie eine eiskalte Hand mir ein Laiblein Kommißbrod auf die Finger drückte und mir eine Grabesstimme zuflüsterte: „Veit, nimm dies, aber daß es die Andern nicht sehen! ich brauche nichts mehr!" Es war Wenzels Stimme. Tief gerührt wollte ich antworten, da sah ich, wie einer meiner Kameraden, den Kopf vorwärts, in das Feuer fiel, und wie wahnsinnig umherschlug. Ich zog ihn eilends heraus; er war todt, die Andern aber, wie sie sahen, daß er todt war, rissen ihm die Kleider vom Leibe und bedeckten ihre Blöße damit.

Veit athmete tief auf: „Erlaßt mir die Beschreibung dieser schaudervollen Nacht! nur so viel will ich euch sagen, daß von sechs Soldaten bei Tagesanbruch nur ich und Wenzel noch übrig waren. Wenzel saß da, schon halb todt, die Hände gekreuzt, die Lippen bewegten sich wie zum Gebete; einzelne, heftige, mir aber unverständliche Worte stieß er heraus. Ich bot ihm öfters von dem Reste des Brodes, er weigerte sich aber hartnäckig, auch nur ein Bißlein zu genießen. Als der Mond verblich, schien er einiges Leben zu bekommen. Er öffnete die großen, hohlen Augen und starrte mich an. „Veit," fragte er leise, „lebst du noch?"

„Du siehst, vielleicht nur einige Stunden noch!

Ich sterbe in wenigen Minuten," stammelte er, „ich möchte aber nicht in Feindschaft aus der Welt gehen. Veit, verzeihe mir, was ich dir angethan, um Christi willen!"

Ich reichte ihm die Hand, er umschlang sie krampfhaft und ließ sie nimmer. „Wenzel!" sprach ich, „ich habe dir längst vom Herzen verziehen."

„Veit, ich danke dir, ich will Gott bitten, daß er dich die Heimath schauen lasse; du sollst mein Erbe seyn."

„Dein Erbe," rief ich und ein bitteres Lächeln zog sich um meine Lippen; „dein Erbe!" fühlte ich mich doch dem Tode näher als dem Leben.

Der Sterbende aber beschrieb mir genau, wo er sein Hab und Gut in der letzten Garnisonsstadt des Vaterlandes vergraben hatte. „Bete für mich, mache das Kreuz über mich!" sagte er noch mit erlöschender Stimme; hierauf murmelte er noch leise vor sich hin, ich konnte nichts verstehen, aber sein letztes Wort verstand ich recht gut. „Wollt ihr es wissen, Herr Fourier?"

„Sagt es, Veit!" bat dieser erwartend.

„Verfluchtes Spiel!"

Georg sank erschüttert zurück; Veit hob das Auge zum Himmel, Margarete betete mit gefalteten Händen für Wenzels Seele. —

„Ich hatte das Glück, die Heimath wieder zu gewinnen; ich fand das Geld des Wenzels an dem beschriebenen Orte; allein ich scheute mich, es anzurühren, ich fürchtete, es möchte kein ehrliches Geld seyn. Ich zeigte es dem Gerichte an und ließ überall den Verwandten des Verstorbenen nachfragen. Aber

nichts wurde bekannt und nach einigen Jahren das Geld, freilich durch die Taxen der Regierung gemindert, mir übergeben. Da machte ich drei Theile, den einen gab ich den Kirchen, den andern den Armen, den einen behielt ich als einen Nothpfennig für mich und die Andern, die ihn bedürfen sollten. Seht, so kam ich zu dem Gelde!"

„Veit," betheuerte Georg, „ich will euch Alles ersetzen."

„Ihr wißt, wem das Geld gehört; aber ersetzt vor Allem, was ihr an der Zeit und an der Achtung anderer Menschen verloren habt. Georg, ihr habt so schöne Anlagen, benützt sie, werdet ein anderer Mensch!"

„Das will ich," gelobte dieser, und hob die Hand wie zum Schwure, „das will ich werden; aber, wie soll ich danken?"

Veit reichte ihm den Schreckensbrief, den ihm Margarete gegeben. „Seyd so gut, Georg," bat er, „und leset dies Brieflein täglich und erinnert euch zu Zeiten Wenzels. Wie hieß sein letztes Wort?"

„Verfluchtes Spiel!" erwiderte erröthend Georg.

VII.

Georg hielt, was er versprochen; er mied standhaft das Spiel, bildete seine Anlagen aus und rückte bald vor. Grete war und blieb des Invaliden gute Tochter, drückte seine Augen zu, und wurde seine Erbin.

2.

Das Osterei, oder die Heimkehr des Verführten.

Sag, wandelst nicht auch Du vielleicht
Auf eben diesen Lasterwegen?
Und wann kehrest Du wohl heim?

I.

In einer Reichsstadt des südlichen Deutschlands lebte vor etwa hundert Jahren, Willibald Wardheimer, ein schlichter Bürger, und seiner Kunst nach ein Goldschmied. Er war ein biederer Mann nach dem alten deutschen Schlage; ein frommes, gottesfürchtiges Gemüth, ein stiller verständiger Ernst, ein gesetztes, ehrbares Betragen, und ein freundliches Wohlwollen gegen Alle, das sich aber mehr durch That, als durch viele Worte zu erkennen gab, zeichneten ihn aus, und machten ihn allenthalben geehrt und geliebt. In seiner Kunst war er ein tüchtiger Meister, der in Fleiß und Geschicklichkeit seines Gleichen suchte, und weit und breit deßhalb im Lande berühmt ward. Seine Eltern hatten ihm nichts hinterlassen können; aber durch Fleiß und Wirthlichkeit erwarb er sich ein beträchtliches Vermögen, und wußte es auch als ein christlicher, verständiger Mann zu gebrauchen. Erst in vorgerücktem Mannesalter hatte er sich eine tugendsame Bürgerstochter der Stadt zur Gattin erwählt, die an Hab und Gut arm, aber an Herzensgüte und Häuslichkeit reich zu nennen

war. Im dritten Jahre ihrer zufriedenen Ehe segnete der Himmel ihre Verbindung mit einem Knäblein. Albert — so hieß ihr Söhnlein — wuchs heran und entfaltete Anlagen und Neigungen, die das Herz des Vaters mit Hoffnung und Furcht zugleich erfüllten. Albert besaß einen hellen aufgeweckten Verstand, der schnell und gewöhnlich richtig zu urtheilen pflegte, und von einem trefflichen Gedächtniß ungemein unterstützt ward, seine Einbildungskraft war lebhaft und reizbar, und sein Herz so weich, daß es nur zu sehr für jeden Eindruck empfänglich ward, aber diesen auch bald wieder verschwinden ließ. Zu diesen Anlagen gesellte sich eine große Flüchtigkeit und ein guter Theil jenes Leichtsinns, der schon so viele hoffnungsvolle Jugendblüthen zernichtete, und hinderten ihn gar sehr an der Beharrlichkeit und Ausdauer, ohne welche es unmöglich ist, ein gediegenes Wissen und jene Ruhe und Festigkeit des Gemüthes zu erlangen, welche für den Jüngling ein so starker Schutz und eine so gute Wehre gegen Lockung und Verführung sind.

Das scharfsichtige Auge des Vaters hatte gar bald das Gute, wie das Schlimme in dem Gemüthe seines Sohnes erkannt, und er beschloß, jenes nach Kräften zu befördern und zum gedeihlichen Wachsthume zu bringen, dieses aber auf jede Weise zu unterdrücken und auszurotten. Sein Spruch war: „Bete und arbeite!" nach ihm war er erzogen worden, nach ihm hatte er treulich auch gelebt, und an sich selber hatte er es erfahren, daß dieser Spruch goldene Früchte, die Früchte des Friedens, der Freude und des Wohlstandes denen verschaffe, welche ihn zur

unabänderlichen Richtschnur des Lebens machten; er wußte es aus eigener Ueberzeugung, und hatte es nicht blos an sich, sondern an gar vielen Andern wahrgenommen, daß diese zwei so inhaltsschweren Worte das Beste, ja ein unfehlbares Mittel gegen jedes Uebel sey, und eine überaus große Kraft zur Umänderung zum Guten besäßen. Deßhalb suchte er diesen schönen Spruch in Alberts junges Herz zu pflanzen, und all sein Thun und Lassen darnach einzurichten. „Bete und arbeite! deine Arbeit sey Gebet, und Gebet deine Arbeit," sagte der biedere Willibald ohne Unterlaß zu seinem Albert, und ging ihm selbst mit dem schönsten Beispiel dieser Tugenden voran. Mit ruhigem, freundlichem Ernste und mit verständiger Beharrlichkeit wachte das Auge des Vaters über den geliebten Sohn, und die Milde und Güte der Mutter vereinigte sich mit dem Ernste des Vaters, um Alberts weiches, reizbares Gemüth zum Guten zu bilden. Mit ihnen wachte er auf, mit ihnen betete er, unter ihren Augen lernte und arbeitete er, mit ihnen genoß er seine jugendlichen Freuden, die ihm die Liebe der Eltern gerne und oft bereitete. So ward Albert treu und sorgsam von seinen Eltern erzogen, und sie freuten sich, wenn sie auf seine liebliche Gestalt sahen, in der sich die Kraft des Vaters mit der Milde und Anmuth der Mutter zu vereinigen schien. Er verrieth große Neigung zur Malerei, und gerne ließ ihn der Vater in dieser Kunst, die mit der seinigen ohnehin verwandt war, unterrichten. Albert machte große Fortschritte, und der Vater freute sich ihrer von Herzen. Willibald hatte von Jugend auf im Hause seines Vaters, die

Ostereier gefärbt, auch als Mann ließ er sich diese Freude nicht nehmen, und wußte sie schön und künstlich zu färben. Zierte nun Albert seine Ostereier mit dem Bilde eines Heiligen oder mit einer Landschaft aus der Umgegend, so hatte der alte gute Willibald damit die größte Freude, und Albert durfte sicher rechnen, daß der Vater ihm seine kleine Mühe doppelt vergalt. Als Albert älter wurde, widmete er sich vorzüglich der Kunst seines Vaters und dieser durfte auf die Fortschritte seines Sohnes und Schülers mit gerechtem Stolze schauen. Mit seltener Leichtigkeit, und von einer schöpferischen Phantasie trefflich unterstützt, wußte Albert die schwersten Arbeiten seiner Kunst glücklich zu vollenden; dennoch meinte der Vater zuweilen, so zufrieden er auch mit dem Talent und der Kunstfertigkeit des Sohnes seyn mußte, es fehle diesem der rechte Fleiß und die feste Beharrlichkeit, ohne die auch das entschiedenste Talent nie Großes und Herrliches zu leisten vermag.

Albert war jetzt achtzehn Jahre alt geworden, und galt in der ganzen Stadt für einen wackern, geschickten Jüngling. Sein Eifer in der Kunst, von dem Vater ermuntert und geleitet, war beharrlicher geworden; sein Herz aber hatte noch immer die alte Weichheit und Reizbarkeit der Gefühle, die sich jedem Eindruck willig und sorglos dahin gaben. Nicht ohne Sorgen blickten deßhalb Willibald und Margarete in die Zukunft, und bemühten sich insbesondere alle schlechte Gesellschaft von ihm ferne zu halten, und sein Gemüth durch Einpflanzung guter, christlicher Grundsätze stärker und kräftiger zu machen.

Da erkrankte Mutter Margarete, und ihr Krankenlager ward ihr Sterbebett. Alberts Jammer um die geliebte Mutter kannte keine Gränzen, und Willibald's Schmerz konnte nur der Trost der Religion lindern. Nur Ein Wesen hatte er noch auf Erden, es war sein Sohn, und ihm wandte er die ganze Fülle seiner Liebe zu. Aber sorgsam wachte er, daß diese jetzt verdoppelte Liebe ihn ja zu keiner Schwäche, und nicht zur sträflichen Nachsicht gegen sein einziges Kind verleite, die diesem einst Schaden bringen könnte, und nur durch Blicke und Worte schien sie sich kund zu geben, während er in der That sein Liebstes sorgsamer als je bewachte.

In seinem Hause war es jetzt einsam geworden; sie Beide vermißten die milde Freundlichkeit Margaretens, ihre liebevolle Herzlichkeit, die treue Anhänglichkeit, mit der sie ihnen zugethan war, nur zu sehr. Zwar hatte Herr Willibald eine bejahrte Base, Agathe mit Namen, zu sich genommen und ihr die Führung seines Hauswesens übertragen; sie war treu, gutmüthig, gesprächig und in allen Geschäften des Hauses gar wohl erfahren; allein wie vermochte sie den Verlust einer Gattin und Mutter, wie Margarete, zu ersetzen!

Um diese Zeit bat ihn einer seiner Jugendfreunde, der, wie er, ein Goldschmied war, und in weiter Ferne von ihm lebte, seinen ältesten Sohn in die Lehre zu nehmen, und seine Ausbildung zu vollenden, zu welcher er bereits zu Hause schon einen tüchtigen Grund gelegt hatte. Ungern vernahm Willibald diese Bitte des Freundes; er begann zu altern, und wünschte in seinen alten Tagen seine Kräfte allein

der Ausbildung des Sohnes widmen zu können; allein die Bitte war zu dringend, sie kam von einem geprüften Freunde, der ihm zu jeder Zeit Beweise von herzlicher Zuneigung gegeben hatte, und sie noch immer zu geben bereit war; er willigte endlich ein, und um so mehr, da er hoffte, August — so hieß der Sohn seines Freundes — werde einst das für Albert werden, was sein Vater einst für ihn, für Willibald, gewesen war.

August kam. Seine Gestalt und Gesichtsbildung war gefällig, seine Stimme sanft und wohllautend, sein Benehmen erschien beim ersten Auftreten bescheiden und freundlich. Mit liebevoller Herzlichkeit empfing Willibald den neuen Ankömmling, der ein Glied seiner Familie werden sollte; mit offenen Armen nahm ihn Albert auf, der in ihm seinen Freund und künftigen Genossen zu gewinnen hoffte.

Augusts Herz war aber nicht mehr rein. Leichtsinn und Verführung hatten ihn bereits schon zu vielem Bösen, zu großen Ausschweifungen verleitet, die er aber kunstvoll zu verdecken wußte. Ein wuchernder Keim des Bösen war in ihm zurückgeblieben. In frühen Jahren schon hatte er gelernt seinen Vater zu hintergehen, und übte als Jüngling meisterhaft die falsche Kunst der Verstellung. Mit einer für sein Alter seltenen Menschenkenntniß wußte er die Schwächen der ihn umgebenden Menschen auszuspähen, und mit Schlauheit den Zeitpunkt zu erhaschen, um sie zu seinen Zwecken zu benützen. Ein geschmeidiges, einnehmendes Betragen, verbunden mit der Gabe einer wohllautenden, einschmeichelnden

Sprache, machte ihn überall wohlgelitten, und er hatte auf diese Weise bei Allen den Ruf eines wackern, höflichen Jünglings zu erringen und zu behaupten gewußt. In kurzer Zeit hatte er Willibalds und Alberts Gemüther erkannt; den Alten mit seinem unbeugsamen Ernst und seiner männlichen Geradheit scheute und fürchtete er; mit geheimem Unmuth sah er, daß dieser in seiner Erfahrenheit und mit seinem hellen Verstande nicht so leicht hintergangen werden könne, und wandte desto mehr Vorsicht und Verstellung an, um sein Vertrauen zu gewinnen, und durch ein anscheinend stilles und fleißiges Betragen seine Gewogenheit zu erwerben. Dieß gelang ihm; denn Willibalds gutes Gemüth glaubte gerne von Jedermann das Beste, so lange er nicht vom Gegentheile überzeugt war, und glaubte es um so lieber von dem Sohne seines Freundes, dem er von ganzem Herzen zugethan war.

Und wie ihm Willibald sein Zutrauen gab, so wandte ihm auch Albert die Liebe seines arglosen, weichen Herzens zu. Albert schloß sich um so inniger an August an, als er, blos auf Mutter und Mutter früher beschränkt, ohne einen vertrauten Gespielen und Genossen seiner jugendlichen Freuden gelebt hatte, und jetzt in August einen biedern liebenden Freund zu finden glaubte. August, der gefällige, einschmeichelnde August, ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, um ihn in diesem Glauben zu bestärken; er suchte durch kleine Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten, und durch stete Versicherungen seiner unwandelbaren Zuneigung und treuen Freundschaft seine Liebe noch immer mehr und mehr zu gewinnen.

August genoß mit Albert dessen Erheiterungen; er theilte mit ihm seine kleinen Sorgen; er verschmähte es nicht, sich in seinen Arbeiten bei ihm Raths zu erholen und von ihm zu lernen. So wußte August Willibalds Zutrauen und Alberts Liebe und Freundschaft zu erringen; aber desto weniger konnte er sich ihrem Haushalte befreunden. Die wohlberechnete, auf verständige Sitte gegründete Ordnung des Hauses, die ruhig den gewohnten regelmäßigen Gang fortging, die väterliche, liebevolle Zucht und Aufsicht, die Willibald über die Seinigen hielt, die gemüthvollen Erheiterungen, die er den Seinigen bereitete, der Ernst, mit dem er sie alle zur Arbeit und zum Gebete anhielt; dieß alles mußte August, der bisher nur im Wechsel und im Neuen, in Ungebundenheit und im Genuß rauschender Vergnügungen, und in spielender, leichter Thätigkeit seine Freude zu finden gewohnt war, immer mehr anekeln, und ihm zuletzt als wahre Sklaverei erscheinen. Es war daher kein Wunder, daß August, wo er nur immer es konnte, sich seiner beschwerlichen Last zu entledigen, und für die Entbehrungen, die er seinen Neigungen auferlegen mußte, sich auf alle Weise schadlos zu halten suchte. Er ging so vorsichtig, als möglich, zu Werke; allein er sah wohl, daß es in der Länge der Zeit Willibalds und Alberts Augen nicht verborgen bleiben könne. In der Schlechtigkeit seines Herzens beschloß er daher, Alberten zum Genossen seiner unerlaubten Vergnügungen zu machen, und sich dadurch wenigstens von einer Seite sicher zu stellen. Wohl sah er ein, daß es nicht leicht sey, Albert zur Untreue gegen den Vater zu be-

wegen; aber er wußte auch, daß in Alberts Gemüth bei aller Gutmüthigkeit doch viel Leichtsinn läge, der in seinem Alter, wo der Reiz der Lust mit doppelter Macht auf das jugendliche Herz wirkt, leicht zu entflammen wäre. Zudem hatte er sich, wie er wohl wußte, durch seine Künste eine große Gewalt über Alberts Herz verschafft, und er dachte, diese zu seinem niedrigen Zwecke zu benützen. Er that es. Vor allem suchte er Alberts Gemüthe den Schmuck der Bescheidenheit und jene liebliche Demuth, die eben so sehr verschönet, als gegen Verführung schützt, zu rauben, und anstatt ihrer jenen falschen Stolz zu pflanzen, der sich selber für weise und für stark genug hält, und alle Hilfe und allen Rath für unnöthig und überflüssig erklärt. Er lobte Alberts Geschicklichkeit über die Massen, und erhob sie in den übertriebenen, doch fein und gut gewählten Ausdrücken über die seines Vaters. Albert vernahm anfangs diese übertriebenen Lobsprüche nicht ohne ein Gefühl des Unmuthes, und wies sie unwillig zurück; allein sie waren für seine Eitelkeit zu schmeichelhaft, und thaten seiner Eigenliebe zu wohl, daß er sie nicht, als sie öfters wiederholt wurden, mit geheimen Vergnügen sollte vernommen, und wohlgefällig dabei sollte verweilt haben, wohl geneigt, sie wenigstens einigermaßen für wahr zu halten. Damit hatte August schon viel gewonnen. Die Ehrfurcht des Schülers gegen den Meister, welche mit der Ehrfurcht des Sohnes gegen den Vater so nahe verwandt ist, hatte er in Alberts Brust erschüttert, und dieser, in dem Wahne, als sey er in der Kunst dem Vater gleich und wohl gar überlegen,

konnte gar wohl glauben, er könne nichts mehr von dem Vater lernen, und that jetzt nur so viel, als er thun mußte, um den Vorwurf der Trägheit von sich abzuwälzen.

Damit war noch ein anderer Uebelstand verbunden. Albert, der sonst seine meiste Zeit auf seine Kunst verwendet hatte, hatte nun müssige Zeit und wußte keine Mittel, sie angenehm hinzubringen. Dafür wußte August Rath. Leise und vorsichtig wies er auf die Vergnügungen und Belustigungen so vieler anderer Bürgerssöhne hin, denen Niemand etwas Böses nachsagen konnte, von welchen sie aber Vater Willibald aus sehr guten Gründen immer zurückhielt. August wußte diesen Vergnügungen, d. i. den Belustigungen in Wirthshäusern, bei Spielpartien, und auf Tanzböden alles Gefährliche zu nehmen, sie als ganz unschuldig und unschädlich darzustellen, und ihre Freuden auf das Lebhafteste und Lockendste zu schildern. Albert horchte zu; und je länger er der verführerischen Rede des Freundes Gehör gab, desto gereizter ward seine Einbildungskraft, desto schwächer die Macht seines guten Willens. Nur die Ehrfurcht gegen seinen Vater, dem er bisher immer gehorcht hatte, und der immer mit weiser Vorsicht nur auf sein Bestes bedacht gewesen war, schützte ihn eine Zeit lang gegen den Verführer. Allein auch diese Schutzwehre suchte August zu untergraben. Vorsicht, so meinte er, sey wohl überall gut und immer löblich, allein zu weit getrieben arte sie in Härte aus, und in beschwerliche Strenge; sie seyen ja keine Kinder mehr, die am Gängelbande geleitet werden müßten, damit sie nicht fielen, noch auch

Schulbuben, denen Schulmeister immer mit der Ruthe zur Seite stehen müßten; was hätten sie für Freude und Erholung in jenen Gesellschaften alter, mürrischer Leute und Betschwestern, die nur immer von der alten guten, und der jetzigen schlechten Zeit und von dem Verderben der Jugend zu sprechen wüßten, deren drittes Wort immer ein Bibelspruch sey; was für Freude sey wohl für sie in jenen Abendunterhaltungen, wo man jede Freude der Jugend mit scheelem Auge ansehe, wo jedes fröhliche Wort, jeder Scherz strenge getadelt, und ihnen jeder Trunk Bier vorgezählt würde? So wußte August voll Arglist die weise Vorsicht des Vaters zu tadeln; so suchte er seine wahrhaft verständige Liebe als störrischen Eigensinn, als grillenhafte Laune, seine heitere Gutmüthigkeit, seine weise Vorsicht, als unnütze, beschwerliche Strenge darzustellen; sey es doch, so behauptete er, die Pflicht des Vaters, dem Sohne, der so fleißig für ihn arbeite, auch Erholung und Erheiterung zu vergönnen. Diese Rede war blendend und ganz auf die Sinnlichkeit berechnet. Albert wies nicht auf der Stelle die Stimme des Verführers von sich, wie ihn auch sein warnendes Gewissen noch so dringend mahnte. Augusts Worte klangen zu lieblich, zu schmeichelhaft für seine Eigenliebe; der alte Leichtsinn regte sich in ihm, er fing an zu glauben, August hätte Recht, wenn er behauptete, daß sein Vater in der Vorsicht zu weit gehe; daß es ihm erlaubt sey, für die Entbehrungen, die ihm des Vaters übertriebene Vorsicht auferlege, sich eine Schadloshaltung suchen zu dürfen.

So hatte August in der Hauptsache seinen

Zweck erreicht; er hatte in Alberts Herzen die feste, treue Anhänglichkeit an den Vater erschüttert; er hatte sein Vertrauen an dessen weise Vorsicht geschwächt, er hatte ihm die Ueberzeugung beigebracht, als könne er sich selber leiten, er hatte endlich die Lust nach verbotenen Freuden in ihm erregt. So war Albert von dem Bösewicht verführt worden, ehe er es selber ahnen mochte; aber schwerlich hätte dieser seinen Zweck so bald erreicht, wenn nicht eine langwierige, doch keineswegs gefährliche Krankheit den alten Willibald an's Krankenlager gefesselt, und ihn an der gewohnten Aufmerksamkeit auf die Beiden gar sehr gehindert hätte, von welchen er zumal von Albert, ohnehin nur Gutes dachte. Eben dieser Umstand erleichterte auch auf der andern Seite Augusts Gelegenheit, seine Neigungen zu befriedigen. Des Tages mußten sie bei der Arbeit, oder am Bette des Kranken seyn; wenn aber dieser am Abend die Ruhe suchte, dann war die Zeit, wo August und Albert die Vergnügungsörter, die der erste so bald zu finden wußte, aufsuchten.

Wohl schlug Alberts Herz, als er zum Erstenmale über die verbotene Schwelle trat, und seines alten, ihm so ganz vertrauenden Vaters gedachte; aber er fand, wie es schien, die anständigste Gesellschaft, ergötzliche Laune, heitere Belustigung und fröhlichen Scherz; denn man hatte kluger Weise alles das entfernt, was das sittliche Gefühl bei dem ersten Erscheinen zu sehr verletzen konnte. Der junge Sohn des reichen angesehenen Willibalds war Allen willkommen, und ward von Allen mit Freuden begrüßt; man sparte nichts, ihm den Aufenthalt so

angenehm als möglich zu machen. Albert fand seine Erwartung übertroffen; laut gestand er dieß seinem Freunde; aber er vermochte ein gewisses ängstliches, beklommenes Gefühl, über das, was er ohne Wissen des Vaters gethan, nicht zu verbergen; und das Unrecht, das er seinem guten Vater zugefügt, stellte sich öfters vor seine Augen. Allein die einschmeichelnde Arglist des Verführers wußte in beredter Weise ihm alle Zweifel zu benehmen, und ihm mit geschäftiger Klugheit neue Genüsse und Ergötzungen zu bereiten. So hatte sich Albert im sträflichen Leichtsinn und Undank dem Verführer hingegeben; er hatte die warnende Stimme des Gewissens verachtet; er hatte die Frucht des Bösen gekostet, und der Same davon war in seinem Gemüthe zurückgeblieben. Albert, von Augusts Tücke umstrickt, sank immer tiefer. Er, der vorher die Mäßigkeit im Essen und Trinken selber war, gab sich nun dem Trunke hin; er ward ein Säufer, er ward ein Spieler; dieß kostete Geld, viel Geld, und Alberts Taschengeld reichte nicht hin. Deßhalb nahm er zu Lügen seine Zuflucht, und unter verschiedenen, gut ausgesonnenen Vorwänden (Augusts ausgelerntes Talent unterstützte ihn auch hier) suchte er vom Vater und von Agathen Geld zu bekommen. Als aber auch dieses nicht hinreichte, und er fürchten mußte, durch zu häufiges Fordern des Vaters Geduld zu ermüden, und vielleicht Verdacht zu erregen, machte auf den Namen seines Vaters Schulden. Der Sohn des reichen Willibalds fand wohl Kredit; aber er suchte ihn nicht bei ehrlichen Männern, die, wie er fürchtete, dem Vater es verrathen

könnten, sondern nahm zu Betrügern und Wucherern seine Zuflucht, die ihm Geld nur zu übermäßigen Zinsen liehen, und überdies ihre Verschwiegenheit sich theuer bezahlen ließen. So hatte sich Albert lange in seinem wüsten Leben herumgetrieben; wohl erwachte in bessern Augenblicken in ihm die Reue; öfters hätte er sich dann gerne zu den Füßen des Vaters hingeworfen, und reuig alles bekannt, allein der Verführer wachte und hielt ihn fest umgarnt, und bald mit schmeichelnden Worten, bald mit höhnischer, spöttischer Rede, wußte er ihn abermals in den alten Kreis seiner schlechten Gesellschaften zurück zu bannen. Doch lange sollte es nimmer also dauern. Bei einem dieser nächtlichen Gelage spielten Albert und August; sie verloren beträchtlich, glaubten sich betrogen, und fingen mit ihren Gegnern einen heftigen Streit an, der sich zuletzt mit einer Schlägerei endete. Die Sache wurde ruchbar und kam vor das Gericht der Stadt. Niemand wollte es glauben, daß August und Albert unter die Zahl der Schuldigen wären. Wer mag aber das Erstaunen, den Schmerz und den Kummer des alten Willibalds schildern, als er diese Trauerbotschaft vernahm. Sie traf ihn, wie ein Donnerschlag. Allein noch höher stieg sein Schmerz, als er bei genauerer Nachforschung von Albert und August Dinge hörte, die er früher für unglaublich gehalten hätte. Ihr ganzer ausschweifender Lebenswandel, die Schulden, die sie auf seinen Namen gemacht hatten, wurden jetzt offenbar, und verwundeten auf das Tiefste das Herz des Vaters, der es immer so gut ihnen gemeint, und ihnen sein ganzes Zutrauen geschenkt hatte. Alles, was er

erfahren konnte, überzeugte ihn, daß August seinen Albert zum Laster verführt hatte. In gerechter Entrüstung und im tiefsten Schmerz ließ er sie beide an sein Krankenlager kommen. „Ihr habt mich schändlich hintergangen, und mein argloses Vertrauen habt ihr zum Bösen mißbraucht. Wehe euch Beiden! Du, o August," rief er, und seine Stimme schien in Wehmuth und zürnendem Schmerz zu vergehen, „du hast meinen Sohn verführt! Wehe dir, wenn ich die Saat des Bösen, die du in seinem Herzen ausgestreut hast, nicht mehr austilgen kann. Voll Freundschaft und Vertrauen habe ich dich aufgenommen, und zum Lohne dafür, hast du mich verrathen, und mir mein Theuerstes auf Erden, die Liebe und das Vertrauen meines Sohnes geraubt. Augenblicklich verlasse mein Haus, das deine Bosheit zu einer Stätte des Jammers und des Elendes gemacht hat. Deinem Vater will ich es schreiben, und ihm die Züchtigung deiner schändlichen Niederträchtigkeit überlassen, die du an mir verübt hast. Geh, geh, bessere dich, und suche das Böse gut zu machen, das du in so früher Zeit schon so oft begangen hast." Dann wandte er sich zu Albert: „Albert," rief er mit starker schmerzlicher Stimme, „du hast mich auf das Tiefste gebeugt. Du verdienest nicht mehr mein Sohn zu heißen; du hast die Liebe und das Vertrauen deines Vaters verachtet, du bist der Stimme des Verführers gefolgt, und hast dich und mich beschimpft; deine Strafe wird seyn, wie deine Schuld. Jetzt gehe auf dein Zimmer und verlaß es nicht ohne meine Erlaubniß," — schloß er, und warf einen schwermüthigen Blick voll tiefen Leides auf Albert. Er

winkte Beiden mit zitternden Händen, ihn zu verlassen, und sank erschöpft und voll Kummer in sein Bett zurück. August entfernte sich schweigend; er warf auf Willibalds bleiches Antlitz einen wilden, düstern Blick, und schaute Albert bedeutend an. Dieser aber wankte, im Innersten seines Gemüthes erschüttert, und den widerstreitendsten Gefühlen hingegeben, auf sein Zimmer. Laut warf ihm sein Gewissen das Unrecht vor; Strafe, Schande und Verachtung des Vaters und aller Gutdenkenden der Stadt erschienen ihm als der gerechte Lohn seiner bösen Thaten, und er verwünschte die Stunde, wo er August gesehen und seinen gleißenden Worten Gehör gegeben hatte. Als aber der erste Schmerz der Erschütterung und die heftige Aufwallung seines Gefühles sich legte, da begann sich der alte Leichtsinn, der in seinem Gemüthe so groß geworden war, wieder zu regen; bald regten sich jene arglistigen Scheingründe, womit August so oft das gesunde Urtheil Alberts zu betäuben gewußt hatte, und stellten ihm sein Unrecht nicht so groß, ja sogar in vielfacher Hinsicht entschuldbar dar. Alle Schuld suchte er von sich weg auf August zu schieben, der ihn dazu verführt hätte, und zuletzt auch auf den Vater zu werfen, dessen Strenge und übermäßige Vorsorge ihn zu solchen Fehltritten verleitet; nur den geringeren Theil maß er sich bei. In dieser Unruhe, in diesem unseligen Zwiespalt, in welchem sein erwachtes Gewissen mit der Arglist der Verführung und dem Reize des gekosteten Bösen kämpfte, hörte er leise seinen Namen rufen. Alsbald öffnete er das Fenster, und er sah August im Hofe des Hauses stehen. „Al=

bert," rief August, „sey ein Mann, lies diesen Brief, und folge mir. Auf Wiedersehen!" er warf einen Brief hinein, und eilte von dannen. Albert aber öffnete hastig den Brief und las:

Liebster Freund!

„Ich muß die Stadt verlassen, doch will ich es nicht ohne dich. Willst du noch länger unter der Zuchtruthe deines grillenhaften Vaters wie ein Schulbube stehen, und im Gefängniß bei Wasser und Brod abbüßen, daß du die Freude der Jugend ohne seine gnädige Erlaubniß genossen hast? Willst du der Spott und das Gelächter für die ganze Stadt werden? Auf, sey ein Mann! folge mir, laß uns die Welt sehen, und ihre Freuden genießen, die uns der Eigensinn und die finstere Laune unserer Väter verwehrt. Nach ein paar Jahren, wenn wir des Umherstreifens müde, und die Alten mürbe geworden sind, kehren wir zurück: sie werden uns dann mit offenen Armen empfangen. Auf, Albert, ermanne dich, folge deinem Freunde, der dich beim Josephsthor mit Sehnsucht erwartet! Vergesse nicht, dich mit Geld zu versehen!"

So wagte August zu Albert zu sprechen, und er durfte es; denn er war der Macht zu gewiß, die er über Alberts Gemüth erlangt hatte. Diesen überraschte der Brief auf das Heftigste; lange schwankte er hin und her; aber in seinem Herzen hatten Augusts Lehren zu tiefe Wurzel geschlagen; er hatte die Frucht des Bösen gekostet, und ein wuchernder Keim war in ihm zurückgeblieben: sein Leichtsinn, seine Sehnsucht, die Welt zu sehen und die Anhäng-

lichkeit an August, dessen Umgang ihm zuletzt ein Bedürfniß geworden war, siegte über die Liebe zum Vater und über die warnende Stimme seines Gewissens; er that das, an was vor einem Jahre noch sein Herz nur mit Entsetzen gedacht haben würde; er verließ seinen gütigen, weisen Vater; einen Zettel, mit den Worten: „Vater, es reißt mich fort, lebe wohl und zürne nicht!“ ließ der Leichtsinnige zurück, und eilte zu August, der ihn mit offenen Armen empfing.

Wer möchte wohl den Jammer und den Schmerzen Willibalds schildern, als er die Entweichung seines Sohnes vernahm, und den Zettel las. „O August, August, du niederträchtiger Verführer, dich strafe Gott, in seiner Gerechtigkeit, daß du mir meinen Albert, mein einziges Kind geraubt hast! O Albert, warum, warum hast du dieß gethan? O Margarete, wie glücklich bist du, daß der Tod deine Augen geschlossen und du diesen Jammer nicht gesehen hast! Albert, ich fluche dir nicht, aber mein graues Haar wird mit Jammer in die Grube fahren.“ So klagte er, und erst nach langer Zeit konnte er sich von seinem Schmerzen erholen und ruhiger werden. Boten sandte er aus nach allen Seiten, doch keiner brachte ihm seinen entwichenen Sohn zurück.

II.

August und Albert eilten rasch vorwärts, Letzterer mit bangem, pochenden Herzen. Scham und Reue regten sich anfangs in ihm, wurden aber bald von Augusts Kunst und Schmeichelreden zum

Schweigen gebracht. Mit Geld waren sie reichlich versehen; August hatte erst unlängst auf den Namen seines Vaters Geld erhoben, und Albert, der vor Kurzem bedeutende Summen im Spiele gewonnen hatte, überdieß zwei kostbare Uhren und mehrere Ringe, die er der Zärtlichkeit seiner Eltern verdankte, mitgenommen. Sie lebten gut; und in dem Wohlleben, das sie führten, und in dem steten Wechsel der Belustigungen und des Neuen, das sie auf der Reise täglich sahen und hörten, vergaß August, vergaß auch Albert der Heimath, der Eltern und ihres Kummers. So ging es, so lange das Geld dauerte. Als aber dieses geschmolzen, und Ringe und Uhren verkauft waren, da kamen Noth und Mangel mit ihrem bittern Gefolge an die Stelle des Ueberflusses. Der siebenjährige Krieg herrschte dortmals in Deutschland, und brachte über das Vaterland, zumal über den nördlichen Theil desselben, Noth und Elend. Sehr schwer und nur selten gelang es ihnen in diesen Zeiten, wo der Druck des Krieges so hart auf allen Künsten und Gewerben lastete, als Gesellen bei Goldschmieden ein kärgliches Unterkommen zu finden, und diese behielten gewöhnlich nur kurze Zeit die leichtsinnigen Gesellen, die mehr den Belustigungen, als der Arbeit nachgingen.

So waren sie einstmals wiederum lange, ohne Arbeit und Unterhalt zu finden, herumgestreift. Nothdürftig und kärglich, größtentheils nur mit Almosen hatten sie sich behelfen müssen. Wohl mochten sie oft der Gutthaten des väterlichen Hauses, das sie so leichtsinnig und frevelhaft verlassen hatten, gedenken; allein die Scham verschloß ihnen den Mund, und so

gingen sie durch viele Städte und Dörfer, ohne ein Unterkommen finden zu können. Voll Mißmuth kehrten sie eines Abends in das Wirthshaus eines einsamen Dorfes ein, durch welches sie ihr Weg führte. Wenige Gäste waren darin; sie setzten sich an den Tisch und begehrten zu essen. Lange waren sie schweigend dagesessen, versunken in Betrachtungen über ihre kümmerliche Lage: da setzte sich ein ansehnlicher Mann, vor dem die Uebrigen eine Art von scheuer Ehrfurcht zu haben schienen, an ihre Seite, und fragte sie auf eine gefällige Weise über ihr Herkommen und über ihre Reise. Unmuthig antwortete August dem Frager, und Albert beklagte es laut, daß sie, die doch in ihrer Kunst gewiß etwas Tüchtiges gelernt hätten, trotz aller Mühe noch keine Arbeit finden könnten, sondern kümmerlich von einem Orte bis zum andern sich forthelfen müßten. „Ist es Euch wirklich Ernst um Arbeit und guten Verdienst, begann jetzt der Mann, so könnt Ihr dies wohl bei mir finden, wenn Ihr anders so geschickt seyd, als Ihr Euch ausgebt, und Euch zu etwas brauchen lasset.“ Mit Freuden nahmen sie dies Anerbieten an, obgleich es ihnen auffiel, daß dieser Mann in einem einsamen Dorfe seine Kunst treibe, die sich doch weit besser und gewinnvoller in der Stadt ausüben ließe. Der Mann bezahlte ihre Zeche, und lud sie ein, sogleich mit ihm zu gehen. Er zündete eine Laterne an, und führte sie durch einen finstern Forst. „Laßt es Euch nicht befremden, sprach jetzt der Mann mit einem seltsamen Lächeln, daß ich so weit von der Stadt und in einer Einöde meine Kunst treibe; allein der immerwährende Krieg, die Unruhen, die

Einquartierungen und Brandschatzungen, die kein Ende nehmen wollen, haben mich aus der Stadt vertrieben; ich habe mich hieher geflüchtet, wo ich in aller Ruhe und Sicherheit meine Kunst betreibe, und dennoch eines guten Absatzes und eines reichen Gewinns versichert bin." Jetzt kamen sie an ein großes, halb zerfallenes Gebäude, das Gebell eines Hundes ließ sich vernehmen. „Wartet ein wenig, sagte jetzt ihr Führer; ich muß zuvor die Bestie anhängen, sie würde Euch zerreißen." Albert und August sahen sich verwundert an, und wußten nicht, was sie von dem Manne und seinem Geschäfte halten sollten. Dieser kam zurück; sie traten durch das Thor, welches er hinter ihnen sorgsam verschloß, in einen weiten Hof und durch diesen in mehrere geräumige Gemächer, und zuletzt gelangten sie in einen großen gewölbten Saal, der das Arbeitszimmer ihres Meisters zu seyn schien. Seltsame Werkzeuge aller Art waren darin zu sehen, und manche konnten augenscheinlich dem Goldschmiede nicht zugehören. Schmelztiegeln, Sägen, Feilen, Stecheisen, Prägestöcke, Stücke von Silber und Klumpen von Blei, Zinn und Messing lagen in Unordnung da. „Ich treibe noch manches andere neben der Goldschmiedekunst aus Liebhaberei zum Theil," begann jetzt der Mann und schaute scharf auf die Gesichter der Beiden: „die Zeiten sind schlecht; man sucht sich zu nähren, so gut als man kann," fuhr er mit einem listigen Lächeln fort; „ich hoffe, Ihr werdet mir dabei Euere Hilfe nicht versagen; Ihr sollt guten Lohn davon haben." Nun holte er eine Flasche Wein aus dem Schranke und bot sie seinen Gästen dar, die mit Begierde sich an

einem Labsal erquickten, das ihnen so lange nicht geworden war. Der Wein lösete ihre Zunge; der schlaue Mann konnte alles von ihnen herauslocken, und wußte bald, was er von August, was er von Albert halten sollte, und wie weit er jedem von ihnen trauen durfte. Dann wies er jedem ein eigenes Gemach mit einem reinlichen Bette zum Nachtlager an.

Die Arbeit war leicht; der Alte hielt sie gut; und am Ende jeder Woche zahlte er in schönen blanken Thalern ihnen den Lohn aus. Doch war es augenscheinlich, daß er auf August mehr vertraute, als auf Albert. August durfte allein in des Meisters geheime Werkstätte, indeß Albert mit Blei-, Silber- und Zinnschmelzen beschäftigt war, und nur höchst unbedeutende Arbeiten in seiner Kunst zu verrichten hatte. August ging oft mit dem Alten, noch öfter allein in die Stadt, indessen Albert zu Hause bleiben mußte, und bemerkte, daß das Hofthor wohl verschlossen wurde, wenn die Beiden fortgingen. Fremde Männer kamen alle Wochen, brachten Speise und Trank, und holten große, schwergefüllte Säcke ab, die sie auf Wagen weiterfuhren. Dieß alles mußte Albert auffallen; fragte er seinen Freund um die Ursache dieses seltsamen Betragens, so pflegte dieser zu lächeln, und sagte dann: „Warte nur, du wirst Alles erfahren, wenn es Zeit ist.“ Albert aber begnügte sich mit dieser Auskunft nicht, er sann nach, er gab auf Alles Acht, und gerieth zuletzt auf den Argwohn, der Alte möchte wohl gar ein Falschmünzer seyn, und August der Gehülfe in seinem bösen Geschäfte. Diese Vermuthung, die durch

genaues Nachforschen immer mehr an Wahrscheinlichkeit gewann, erfüllte ihn mit Schrecken. Den Vater hatte er zwar verlassen; allein die äußere Ehre hatte er, wie er glaubte, durch keine seiner Handlungen verletzt, Niemanden etwas wissentlich veruntreut, und hielt sich zum Diebe und zum Hehler zu gut. Er vertraute seinem Freunde seinen Argwohn und Abscheu hierüber; doch August suchte ihn mit gezwungenem Lachen zu beruhigen, und ihm alle Furcht und Zweifel zu nehmen. Er stellte ihm den alten Meister als einen Mann dar, der die verborgenen Geheimnisse der Natur zu ergründen strebe und aus Liebhaberei die Chemie betreibe: bald, versicherte er, werde der Schleier fallen und auch er dürfe dann an diesem Geheimnisse einen gewinnreichen Antheil nehmen. Albert schwieg, aber er vermochte seinen Argwohn und Kummer nicht zu unterdrücken, zumal, da er sah, daß die Heimlichkeiten des ganzen Geschäftes mit noch größerer Sorgfalt vor ihm verborgen wurden. In solchen Augenblicken gedachte er mit doppelter Sehnsucht an die Liebe und Offenherzigkeit des Vaters, der vor ihm kein Hehl gehabt, und die er schändlich vergolten hatte.

So lag er einstmals schlaflos auf seinem Lager. Reue über das Vergangene und Furcht und Angst wegen der Zukunft quälten sein beklommenes Herz. Da hörte er gewaltige Schläge an das Hofthor, der Hund bellte, Schüsse fielen und ängstlich erschollen die Stimmen Augusts und des Alten. Eben wollte Albert erschreckt aus dem Bette springen, als August mit bleichgelbem Gesichte hereineilte und entsetzt ausrief: „Rette dich, Albert, folge mir, sonst

sind wir verloren. Soldaten sind da, sie wollen uns ausplündern und fortführen." Und rasch ergriff er Alberts Hand, und eilte mit ihm in einen dunklen unterirdischen Gang; immer näher drangen die Soldaten, sie hatten das Hofthor erbrochen und fanden die Spuren der Flüchtigen. Da löschten diese die Lampen aus: „Halte dich rechts," rief leise August zu Albert, und rannte vorwärts; Kugeln pfiffen vor ihren Häuptern vorbei, gräßlich tönte das Geschrei: „Nieder mit den Falschmünzern!" in Alberts Ohren. Verzweifelt rannte er fort und in den dunkeln Forst hinein, bis er erschöpft zu Boden sank.

Die Nacht war kalt und er nur halb bekleidet; es fror ihn sehr. Darum verkroch er sich hinter das Strauchwerk, um sich ein wenig gegen die Kälte zu schützen. Jedes Säuseln des Windes erschreckte ihn; immer noch glaubte er die Kugeln um sein Haupt pfeifen zu hören, immer noch gellte der Ruf: „Schlagt die Falschmünzer todt!" furchtbar in seinen Ohren. Was aus August und dem Alten geworden war, lag ihm schwer auf dem Herzen. Das Bild seines tiefgekränkten Vaters trat ihm jetzt vor Augen, und ein heißes Schmerzgefühl durchdrang sein Herz, wenn er die vorige gute Zeit mit seinem jetzigen Zustand verglich. Dort war er der geliebte Sohn eines biedern wohlhabenden Vaters, ohne Kummer, ohne Sorge, nur in Heiterkeit und frohem Jugendmuth lebend, geehrt von allen, die ihn kannten; und jetzt voll Noth und Elend, ohne Obdach, ohne Brod und hinreichende Kleidung, der Kälte preisgegeben, verfolgt und in Gefahr, erhascht und als Falschmünzer mit dem

Strange bestraft zu werden. „O August, August, du Verführer, was habe ich gethan, daß ich dir geglaubt habe! O ich Elender," rief er, und rang jammernd die Hände zum Himmel: „o Vater, o Vater, warum habe ich dich verlassen, wirst du mir verzeihen?" Thränen strömten über seine bleichen Wangen; voll Jammer und bitterem Schmerze irrte er im Walde herum, und suchte sich ein Plätzlein, wo er sich der grimmigen Kälte erwehren könnte, und fand keines. So brachte er die Nacht voll Angst, voll Leiden des Geistes, wie des Körpers zu. Zum Vater wollte er gehen, sich ihm reuig zu Füßen werfen; und ihm gerne als der Letzte seiner Knechte dienen, wenn er ihn zu Gnaden wieder aufnähme. Die Morgensonne ging auf, und beschien sein Elend; mühsam raffte er sich auf und wollte den Weg nach seiner Heimath aufsuchen, als eine Schaar preußischer Jäger durch den Forst zog, die, wie sie ihn erblickten, sogleich auf ihn losgingen. Entkommen war unmöglich. „Wer seyd Ihr, woher des Weges?" rief ihm der Anführer des Truppes zu, und musterte mit scharfen Augen Alberts Gestalt und dürftigen Anzug. „Ich bin meiner Kunst nach ein Goldschmied," versetzte bebend Albert, und suchte sich von seinem Schrecken zu erholen, „ich bin auf dem Wege von Räubern ausgeplündert und elendig zugerichtet worden, wie Ihr Euch wohl selber aus meinem kläglichen Aufzuge überzeugen könnt." „Wie, ein Goldschmied bist du? gehörst du wohl auch zu jener saubern Schmiede, die wir heute Nacht ein wenig gereinigt haben," fragte der Feldwebel und schaute mit durchdringenden Blicken in Alberts Gesicht. Dieser aber

erbleichte; eine furchtbare Angst durchdrang ihn. „Großer Gott," stammelte er, „ich weiß nicht, was Ihr meint, ich habe Euch die Wahrheit gesagt; ich bitte Euch um Himmelswillen, laßt mich zu meinem kranken Vater reisen, der meiner mit Sehnsucht harrt." „Mit nichten," sprach der Feldwebel, „du gehst mit uns; du bist mir verdächtig, wir wollen doch sehen, ob wir doch nicht einen von den Schurken erwischt haben." Da warf sich Albert in höchster Angst zu seinen Füßen und rief: „Uebt doch Erbarmen, Herr, und laßt mich meine Straße ziehen; Gott weiß es, ich bin ohne Schuld; laßt mich heimziehen zu meinem Vater." Finster schüttelte der bärtige Kriegsmann sein Haupt. Da flüsterte ein neben ihm stehender Soldat Albert mitleidig in das Ohr: „Sage, du willst Soldat werden, sonst ist es um dich geschehen." Jetzt rief Albert, der in seiner Seelenangst sich schon als Falschmünzer unter dem Galgen sah: „Ich will Soldat werden in Euerer Kompagnie." „Bravo," sprach jetzt der Feldwebel und seine harten Züge milderten sich, „Bravo; jetzt sehe ich, daß du Ehre im Leibe hast, und daß ich dir glauben darf: es kann dir nur Glück und Ehre bringen, wenn du dem großen Preußenkönig, unserm Fritze, dienest." Und sogleich ließ er ihm einen Mantel geben, und Speise und Trank reichen. Aber es schmeckte Alberten, wie die bitterste Galle; er hätte Verzweiflung im Herzen; seine sehnlichste Hoffnung, den geliebten Vater zu sehen und zu versöhnen, war jetzt verschwunden, ach, vielleicht auf ewig dahin. So ward Albert Soldat, ganz gegen seinen Willen, mit den bittersten Gefühlen im Herzen. Fröh-

lich sangen die Krieger, und Albert, von ihnen aufgefordert, mußte mit blutendem Herzen in ihre Lieder einstimmen. — Bald kam er zu seinem Regimente, und jetzt begann der schwere, strenge Kriegsdienst. Immer angestrengt, ohne Ruhe bei Tag, nur selten bei der Nacht durch einen kurzen Schlummer erquickt, bald auf dem Exerzierplatze, bald auf der Wache, bald gegen den Feind geführt, erfuhr er alles Drückende des Felddienstes. Strenge behandelten ihn seine Obern, öfters ließen sie ihm ihren Unmuth und ihre Härte mit dem Stocke fühlen, er mußte oft Hunger und Durst leiden, oft auf der freien Erde übernachten und alle Schrecken und Entbehrungen des Krieges in vollem Maaße ertragen, und dieses darum, weil er die Liebe, die Ruhe und den Ueberfluß des Vaterhauses verachtet hatte. Wenn er nun zurückdachte an den Vater, der ihn immer so liebevoll behandelt hatte, und die launenvolle Härte, die ihm jetzt seine Obern bewiesen, dagegen erwog, wenn er den Segen und den Ueberfluß des Vaterhauses mit dem Mangel und der Noth verglich, die ihn jetzt so oft drückte, und wenn er beherzigte, daß er alles Unheil durch seine eigene Schuld auf sein Haupt geladen: da wollte ihm das Herz vor Schmerz zerspringen, und die hellen Thränen des bittersten Schmerzens und der innigsten Reue flossen über seine bleichen Wangen herab. In manchen Nächten, wenn er auf der Wache stand, oder schlaflos sich auf seinem ärmlichen Strohlager wälzte, flehte er den Himmel um Gnade und Erbarmen an. Nur noch einmal wünschte er seinen alten Vater zu sehen, von ihm Verzeihung zu erhalten, und gerne wollte er dann sterben.

Immer höher und höher stieg seine Sehnsucht nach der Heimath und dem Vater. Sein Bild schwebte Tag und Nacht vor seinen Augen; er war der einzige Gedanke seiner Seele. Gern hätte er das Heer verlassen, zu dem ihn ja nicht Pflicht, nur Noth und Gewalt getrieben, und wäre der Heimath zugeflohen; allein er wurde streng bewacht, und die strengsten Strafen, die auf die Desertion gesetzt waren, und die öfters vor seinen Augen an den Schuldigen vollzogen wurden, erschreckten ihn.

Da wagte er es dennoch. In einer dunkeln Nacht, wo er einen weit vom Lager entfernten Posten zu bewachen hatte, warf er leise seine Waffen weg und eilte der Gegend zu, wo die geliebte Heimath lag. Aber noch war er nicht weit geschritten, als wider sein Erwarten der Mond aufging, und ihn eine starke Faust gewaltig bei den Schultern packte. Voll Schrecken fuhr er zurück, und schaute in das zürnende Antlitz seines Hauptmanns. „Schurke,“ rief dieser, „Verräther, so denkst du deines Eides, den du dem König geschworen hast. Kennst du deine Strafe, Bursche?“ Da umfaßte Albert in höchster Angst die Kniee des Hauptmanns: „O Herr Hauptmann,“ flehte er, „habt Gnade und übt Erbarmen gegen einen Unglücklichen und Verführten.“ Aber der Hauptmann wandte sich ab, und sprach: „Gerechtigkeit muß werden; ich kann und darf nicht, du bist des Todes schuldig.“ Doch Albert ließ nicht nach: „Wenn Ihr nicht Mitleid haben könnt mit meiner Jugend, so habt doch Erbarmen mit einem alten Vater, der in Jammer und Elend um seinen einzigen verlornen Sohn sich das graue Haar aus-

rauft. Uebt Barmherzigkeit, ich bitte und beschwöre Euch bei dem Haupte Eueres Vaters, den Ihr gewiß lieb habt." Da bedeckte der Hauptmann mit beiden Händen sein Antlitz. „Steh auf," befahl er, mit düsterer, doch milder Stimme, „eile auf deinen Posten, damit deine Entweichung nicht ruchbar werde; ich will dich begleiten zu deiner größern Sicherheit." Albert aber drückte im Uebermaaß der Freude die Rechte des Hauptmanns an sein Herz. „Gott lohne es Euch tausendmal, edler Herr, meine und meines Vaters Dankbarkeit wird ewig dauern." Der Hauptmann mahnte ihn zur Eile. Als sie auf dem verlassenen Posten ankamen, fand Albert alles in der rechten Ordnung, und auf das Neue äußerte er gegen den Hauptmann seine Erkenntlichkeit. Dieser aber sagte: „Danke Gott, daß du in meine Hände gefallen bist; du würdest schwerlich entronnen seyn; morgen ist der Schlachttag; dort mache dein Unrecht durch doppelte Tapferkeit wieder gut; ich werde dich beobachten." Dann mußte ihm Albert erzählen, wie er unter die Soldaten gekommen sey; und er bekannte seine Schuld und Reue, wie er den besten Vater verlassen und nur Jammer und Unglück gefunden hätte; er bekannte sein Unrecht voll Wahrheit und Aufrichtigkeit; es wäre ihm unmöglich gewesen seinen Retter zu belügen. Der Hauptmann aber schaute ihn traurig an und seufzte leise: „Auch du, auch du! Ich will mein Möglichstes thun," fuhr er nach einem langen schmerzlichen Schweigen fort, „dich deinem Vater wieder zu geben; doch morgen sey tapfer!" Und damit ging er rasch dem Lager zu: Albert aber schaute ihm nach voll Rührung

und Dankbarkeit, und flehte Gottes Segen über seinen Retter, und über seinen Vater herab, und betete inbrünstig, Gott möchte ihn morgen beschützen, damit er seinen Vater wiedersähe und von ihm Verzeihung erhielte; dann wolle er ja gern sterben, wenn es Gottes Wille sey.

Der Tag der Schlacht brach an; der Hauptmann versammelte die Krieger seiner Abtheilung, und ermahnte sie in kräftigen Ausdrücken zur Tapferkeit; sein Blick wandte sich ernst und forschend auf Albert, der ihn voll Liebe und Dankbarkeit anschaute. Da ritt der Oberst vor ihre Glieder, und mit ehrfurchtsvollem Gruße nahte sich ihm der Hauptmann, und trug ihm, wie es schien, eine dringende Bitte vor; der Oberst hörte ihn aufmerksam an und nickte ihm zuletzt bejahend zu. Albert hatte wohl bemerkt, daß während des Gespräches des Obersten, wie des Hauptmanns Blicke sich öfters nach ihm wandten, und gerieth deßhalb in Angst und Schrecken. Sollte der Hauptmann seines Versprechens vergessen, und dem Obersten seine Entweichung verrathen haben? Doch dieses konnte es nicht seyn; denn als der Oberst vor ihm vorbei ritt, faßte er ihn wohl scharf und ernst, doch, wie es schien, nicht ungnädig in's Auge, und winkte dabei dem Hauptmann bedeutend zu. Dieser aber sprach zu Albert, als sich der Oberst entfernt hatte, mit gütigem Tone: „Albert, du wirst sehen, daß ich auf dich und deinen Vater wohl gedacht habe."

Die Schlacht begann; auf beiden Seiten focht man mit großer Tapferkeit; Alberts Regiment stand im heftigsten Feuer und konnte sich nur mit Mühe

der feindlichen Reiter erwehren. Mit beklommenem Herzen, das Furcht und Erwartung, Hoffnung und Angst wechselnd bestürmten, und das Bild des geliebten Vaters mit tiefster Sehnsucht erfüllte, stand Albert in den vordersten Reihen, und suchte zur Seite seines Hauptmanns zu kommen, um diesen nach Kräften schützen und zum Zeugen seines Muthes machen zu können. Oefters schaute der Hauptmann nach Albert, und winkte ihm mit freundlich-ernsten Blicken Beifall zu. Kugeln flogen rechts und links, und lichteten die Reihen seiner tapfern Kameraden; da schlugen plötzlich auf Alberts Seite zwei Kugeln nieder; die eine riß seinen Nebenmann zu Boden; die andere traf den Hauptmann, daß er ohnmächtig dahin sank. Voll Schrecken und Angst lautjammernd hob Albert den Ohnmächtigen auf, trug ihn aus dem Schlachtgewühle, legte ihn unter einen nahen Baum, und wusch sein theueres Haupt mit Wein aus der Feldflasche bis er die Augen aufschlug, und wieder zu sich kam. „Albert," rief er jetzt mit matter Stimme, „ich bin auf den Tod getroffen, gieb dir keine Mühe, es ist bald vorbei." „O sprecht nicht so, theuerer Herr," bat Albert, und suchte still jammernd das Blut zu stillen, das aus der tiefen Seitenwunde herausströmte. „Albert," fuhr der Hauptmann mit leiser Stimme fort, „melde dich nach der Schlacht um deinen Abschied; ich habe deinethalben mit dem Obersten gesprochen, eile ja sogleich zu deinem Vater, und grüße mir ihn." „O mein Gott," sprach Albert in tiefster Rührung, „wie kann ich Euch dieses danken?" „Du kannst es," fuhr der Verwundete fort. „Ach, Albert, ich habe, wie

du, in Hochmuth und Leichtsinn meinen Vater verlassen, Gott sey mir gnädig! und verzeihe mir die Sünde! geh nach Nordhausen, und frage nach dem Gerichtsschreiber Dalling, er ist mein Vater; schneide mir eine Locke von meinem Haupte und bringe sie ihm und der lieben Schwester Anna sammt meinem letzten Gruß; o sag ihnen, daß ich voll Reue und Jammer gestorben bin, aber auch in dem Glauben, daß sie mir meine böse Thaten verzeihen werden! Albert, wie gerne wollte ich sterben!" — „O schont Euch, edler Herr, Ihr dürft nicht sterben," rief Albert im bittersten Schmerze, und stützte mit beiden Händen das Haupt des Verwundeten. Dieser aber schaute ihn noch einmal freundlich an: „Herr Jesus," stammelte er leise mit bleichen Lippen und brechenden Augen, „sey mir Sünder gnädig! — Vater — Verzeihung!" — athmete noch einmal tief auf, und verschied.

Albert warf sich neben der theuern Leiche nieder, schnitt die Locke ab und küßte jammernd die bleichen Lippen. Im Innersten seines Herzens brannte ein glühender Schmerz. Der, welcher todt vor ihm lag, hatte, wie er, den Vater verlassen, auf dem Schlachtfelde hatte ihn Gottes Gericht ereilt, und ihm auf ewig die Rückkehr in die Heimath und zum Vater verschlossen. Und wenn nun ein solches Gericht dem bereitet wurde, der doch weit besser war, als er, was durfte er wohl erwarten? Dieser Gedanke erfüllte sein Herz mit Angst; in marterndem Schmerzen rang er die Hände zum Himmel empor. Immer näher und näher brauste die Schlacht; die Kugeln schlugen in den Baum, neben den beiden

verlornen Söhnen, von denen der eine bleich und kalt, mit geschlossenen Augen und gebrochenem Herzen dalag, während der andere halbohnmächtig zur Erde gebeugt war. Das Brüllen der Geschütze erschien dem Albert jetzt wie der Donner des letzten Gerichtes, der ihm seine Verwerfung verkündigte; die Hörner und Trompeten klangen in seinen Ohren, wie die Posaunen der Engel, die ihn vor Gericht riefen; aus den Rauchwolken der Schlacht schien ihm drohend und klagend die bleiche Gestalt seines schwerbeleidigten Vaters herauszutreten, und um Gerechtigkeit gegen ihn zu rufen. Da drückten ihn die Lasten des bittersten Schmerzens und die Angst des Gewissen vollends zu Boden; ohnmächtig sank er neben dem Todten hin. — So fanden ihn die Seinen am Abend der Schlacht; mitleidig trugen sie ihn, da sie noch Leben in ihm fanden, in das Lager und von da in das Lazareth. Ein heftiges Fieber brachte ihn an den Rand des Grabes; nur seine Jugendkraft rettete ihn. Dem Tode war er zwar entronnen, aber es brauchte noch lange, bis er sich so weit erholt hatte, daß er die weite Reise zum Vater, nach dem sein Herz so sehnlich verlangte, antreten konnte. Als er genesen war, erhielt er ohne Mühe den nachgesuchten Abschied, und erfuhr dabei, daß sein Hauptmann zu Gunsten seiner Loslassung auf 300 Gulden verzichtet hätte, die er von der Kasse des Regimentes zu fordern hatte. Er segnete das Andenken seines Retters und Wohlthäters; und dessen Locke auf der dankbaren Brust, voll heißer Sehnsucht nach der geliebten Heimath, schlug er den Weg ein, der ihn zunächst nach Nordhausen führte. Dort wollte er den letzten Gruß

und die Locke des gefallenen Sohnes dem betrübten Vater und der Schwester bringen. Von Geld war er gänzlich entblößt; aber der Hochmuth seines Herzens war gebrochen; er schämte sich jetzt nicht mehr, die Milde gutherziger Leute anzuflehen, galt es ja zu seinem Vater zu kommen. Rasch eilte er vorwärts, und früher, als er es von seinem geschwächten Körper erwarten durfte, sah er Nordhausen vor sich liegen. Mit beklommenem Herzen trat er in die Stadt. Er, der selber seinen Vater verlassen hatte, sollte jetzt die Todesbotschaft und den letzten Gruß eines verlornen Sohnes an den trauernden Vater überbringen! Er, der selber des Trostes bedürftig war, sollte den tiefgebeugten Vater trösten; er sollte Schmerzen lindern, da doch sein eigenes Herz von dem bittersten Schmerzgefühle überfloß. Dieß war ein peinigendes Gefühl für seine schuldbefleckte Brust; aber es sollte bald von einem andern noch schrecklicheren verdrängt werden. Er mußte über den Marktplatz, um zu dem Hause des Gerichtsschreibers Dalling zu gelangen. Eine Menge Menschen hatten sich dort versammelt, und umgaben ein Gerüst, auf dem ein Jüngling mit Ketten gefesselt stand und auf der Brust eine Tafel trug, mit der Aufschrift: „Lebenslängliche Kettenstrafe dem Falschmünzer und dem Diebe.“ Albert schaute hinauf, aber entsetzt fuhr er zurück, als er in dem Gefesselten seinen ehemaligen Freund August erkannte. Ach, es war nicht mehr der blühende, schöne Jüngling; bleichgelb war sein Gesicht; die Augen lagen starr und halb erloschen in den tiefen Augenhöhlen, seine Wangen waren eingefallen, und aus allen Zügen sprach düsterer Trotz und Hoff=

nungslosigkeit. Bei diesem Anblick ging es Albert wie ein Schwert durch das Herz, er deckte mit beiden Händen die Augen zu, um nicht das schreckliche Schauspiel zu sehen, und wankte halb besinnungslos der nahen Kirche zu. In einem Winkel neben der Thürschwelle setzte er sich hin; denn in seiner Unwürdigkeit getraute er sich nicht das Heiligthum des Herrn zu betreten. Heiße Thränen rannen über seine Wangen. „August, August!" seufzte er, und rang flehend die Hände, Vater, Vater, o vergieb!" Und wenn er gedachte, daß er auf demselben Wege wie August, sein Verführer, gewandelt, beim Falschmünzer, wie er, gewesen sey; wenn er gedachte, daß Gottes Gerechtigkeit den August ereilt und ihn so schwer gestraft, ihn aber durch Leiden und Trübsale, und durch blutige Schlachten zur Erkenntniß und Reue geführt hatte — da flossen seine Thränen noch heftiger, und demüthig, im innigsten Schmerzen der Reue, klopfte er an seine Brust und stammelte: „Herr, so großer Gnade bin ich nicht würdig gewesen!" und dann betete er inbrünstig weiter: „Herr, sey doch seiner Seele gnädig, wenn Du auch den Leib in Deiner Gerechtigkeit strafen mußt."

Die Menschenmenge hatte sich größtentheils zertheilt; der Gefesselte war in sein Gefängniß zurückgebracht worden, und mit raschen Schritten, nochmals wider Willen einen scheuen Blick auf das leere Gerüst werfend, eilte er in das Haus des Gerichtsschreibers Dalling. Eine freundliche Jungfrau öffnete ihm die Thüre, und fragte ihn mit gütigem Tone, was er verlange. „Ich bringe dem Herrn Gerichtsschreiber Nachrichten von seinem Sohn," erwiderte

Albert beklommen. Die Jungfrau aber schaute ängstlich in sein bleiches, trübes Gesicht und rief: „Euer Antlitz verkündigt Böses! was macht mein Bruder, o sagt, wann kommt er zu uns zurück, wo habt Ihr ihn gelassen?" „Auf dem Schlachtfelde zu Minden," sprach leise und schmerzvoll Albert, „wo er als Held und Christ und in dem Glauben gestorben ist, daß sein Vater und seine Schwester ihm verzeihen würden." Da erbleichte die Jungfrau, lehnte sich an die Wand, und Thränen stürzten über ihre Wangen. „O Felix, Felix," jammerte sie, „was wird der Vater sagen!" Albert suchte gewaltsam seinen Schmerz zurückzudrängen, und gab ihr schweigend die Locke ihres Bruders. Die Jungfrau nahm sie, und netzte mit ihren Thränen das dunkle Haar. Da öffnete sich die Thüre des anstoßenden Zimmers, und ein alter Mann von ehrwürdigem Aussehen trat herein. „Anna," rief er, „hast du mich nicht gerufen? Du weinst, was bedeutet dieß? was will der fremde Mann?" Anna aber konnte vor Schluchzen kein Wort hervorbringen, leise wies sie auf die Locke und auf Albert, und ihre bebenden Lippen stammelten: „Felix!" Da ahnete der Greis, was geschehen war. „O sprecht es nur aus," rief er zitternd, „sprecht es nur aus, mein Sohn, mein Felix ist todt." Albert aber schaute mit traurigen Augen auf den Alten. „Euer Sohn starb als Held, fromm und gottselig, und voll Reue, in dem festen Glauben, Ihr würdet ihm seinen Ungehorsam und Leichtsinn verziehen haben." Der Alte aber sank in seinen Lehnstuhl zurück und jammerte: „O mein Sohn, so haben dich meine Augen

nimmer gesehen, mein Mund konnte dir nimmer Verzeihung zurufen, und dich meiner väterlichen Liebe versichern!" Dann nahm er die Locke aus Anna's Händen, weinte und rief weiter aus: „O Felix, mein Sohn Felix, warum hast du deinen alten Vater und deine Schwester verlassen, und du hattest es doch so gut?" Seine Tochter Anna versuchte ihn zu trösten, aber er wollte lange Zeit keinen Trost annehmen. Wie nun Albert den Jammer des Alten sah, und an seinen alten Vater dachte, über welchen er gleiches Elend und gleichen Jammer gebracht hatte, da wollte ihm vor Schmerz das Herz zerspringen. Er konnte sich des Weinens nicht erwehren, und Thränen (bitterer hatte er sie noch geweint) strömten aus seinen Augen. Es war ein Anblick zum Erbarmen, den alten Vater, die Tochter und den reumüthigen zerknirschten Albert so bitterlich weinen zu sehen. Da faßte sich der Alte zuerst, und bat den Albert, ihm zu erzählen, wie er zu seinem Sohne gekommen sey, was für ein Leben dieser geführt, und welches Ende er genommen hätte. Und Albert erzählte ihm Alles, was er wußte. Er erzählte ihm, wie sein Sohn von dem ganzen Regimente geliebt worden sey, daß er selber ihm die Rettung seines Lebens und die Entlassung aus dem Militärdienste verdanke, und wie er gar so heldenmüthig und Gott ergeben gestorben sey. Da klagte und weinte der Greis auf das Neue. „O mein Sohn, ja, dein Herz war gut, warum hast du mir nicht gefolgt? Ach, die Ehrsucht hat ihn fortgetrieben, und hat ihn nicht in dem Städtlein gelitten, das seinem Stolze zu gering war. Ueberall wollte er der Erste

seyn unter seinen Gespielen, als Knabe wie als Jüngling; keinem wollte er nachstehen, und es auf der Universität den Reichsten und den Adelichen gleich thun. Das hat mich um mein Vermögen gebracht, und ihn in Noth und Elend gestürzt, daß er sich schämte, nach Hause zu seinem Vater zurückzukehren, und lieber Soldat ward in fremden Kriegesdienst. O mein Sohn, mein Felix, du bist gottselig und reuig gestorben, das tröstet mich allein; ich habe dir Alles verziehen, ich habe täglich für dich gebetet, daß dich Gott zur Erkenntniß und Reue bringen, und dich einstens in meine Arme zurückführen möchte! Ach, Er hat es nicht gewollt, oder vielmehr, Er hat es nach seinem weisen Rathschlusse anders geordnet." — So klagte der Greis: Anna weinte, und jede Thräne, jedes Jammerwort des Alten ging wie ein schneidendes Schwert durch Alberts schuldbeflecktes, wenn auch reumüthiges Herz.

Der Alte trocknete jetzt seine Augen und schaute freundlich auf Albert. „Ich danke Euch," begann er jetzt, „Ihr habt Euern Auftrag getreulich ausgerichtet, und Euere Thränen beweisen, daß Ihr ein gutes Herz habt, und aufrichtig an unserm Schmerzen Antheil nehmt. Das lohne Euch Gott! Von woher seyd Ihr, lieber Frennd, und wer ist Euer Vater?" Wie nun Albert um den Namen seines Vaters, und gerade von diesem Manne gefragt wurde, der seinen verlornen Sohn beweinte, da ward er von der Macht seines Schmerzens überwältigt. „Vater, Vater Willibald," rief er laut im Tone des tiefsten Wehes, „o was habe ich gethan?" Der Alte erstaunte und schaute fest und aufmerksam in Alberts

bleiches Antlitz. „Was ist Euch, junger Freund," fragte er jetzt, „ist Euer Vater todt, oder ist ihm ein großes Unglück begegnet, oder habt Ihr, was Gott verhüten wolle, Euch schwer gegen ihn versündigt?" „O mein Gott, ja," rief Albert, „ich Elender, ich habe den besten Vater verlassen, und an Euern Schmerzen sehe ich, was ich verbrochen habe."

„Großer Gott, auch Du hast Deinen Vater verlassen?" klagte der Alte, „o wüßtest Du, Jüngling, wie einem Vater um das Herz ist, den sein Kind verläßt, für diesen Schmerz hat die Sprache kein Wort. O so eile und zögere keine Minute mehr, Dein Unrecht gut zu machen! Mit Dir hatte Gott Erbarmen; Er rettete Dich aus der Schlacht, in der mein Felix bluten mußte. Eile, eile, brauchst du Geld, so nimm!" und hiemit bot er ihm eine volle Geldbörse dar. Albert weinte heftig, aber das Geld nahm er nicht an. „Laßt mich büßen," sprach er, „laßt mich meine große Schuld durch Leiden und Noth ein wenig kleiner machen; ich will betteln und mich kümmerlich nähren, auf daß ich der Verzeihung meines Vaters und des Ueberflusses seines Hauses desto würdiger werde." Da schaute ihn der Greis voll Rührung an. „Ja Jüngling," sprach er, „Du hast die wahre, demüthige Reue; so gehe denn, aber eine Labung sollst Du mir nicht verschmähen!" Auf sein Geheiß brachte Anna Speise und Trank, und nöthigte Albert freundlich zum Essen. Albert erquickte sich, nahm dann in tiefer Rührung von Beiden Abschied, mußte ihnen aber geloben, baldige Nachricht von sich und seinem Vater zu geben, und eilte hierauf zur Stadt hinaus.

Mit erleichtertem Herzen schritt er jetzt weiter. Ein Gedanke, die Heimath und sein Vater, erfüllte sein Herz, und machte ihm alle Entbehrungen, alle Mühseligkeiten des Weges leicht. Wohl ging es ihm hart auf der Reise. Von allem Gelde gänzlich entblößt, mußte er die Milde gutherziger Leute anflehen; Brod und Wasser waren gar oft seine einzige Nahrung; Heu und Stroh in Scheunen und auf Böden die gewöhnliche Liegerstätte dessen, der im Vaterhause nichts von Noth und Entbehrung gewußt hatte. Aber er ertrug Alles geduldig, und kam glücklich zur Heimath. Es war gerade der Charsamstag, als er seine Vaterstadt mit einem Gemüthe betrat, das von Furcht und Erwartung, von Hoffnung und Angst abwechselnd bestürmt ward. Freude herrschte in allen Straßen, und jubelnd bereitete man sich, dieß hohe Fest: die Auferstehung des Gekreuzigten, feierlich zu begehen. Albert nahm schüchtern seine Einkehr in dem ärmlichsten Wirthshause der Stadt, und erfreute sich, daß er gerade zur Osterzeit gekommen sey, wo sich die Herzen der Menschen so gerne der Verzeihung und Liebe öffnen. Auch war es gerade um diese Zeit, daß er seinen Vater vor zwei Jahren verlassen hatte.

III.

Um dieselbe Stunde, an dem nämlichen Tage saß Herr Willibald Wardheimer in seinem einsamen Gemache, und dachte der Vergangenheit nach. Er war reicher geworden denn je. Seine Mitbürger hatten ihn voll Zutrauen in seine erprobte Erfahrung und in der Biederkeit seines Herzens zu

ihrem Bürgermeister gewählt; aber sein Herz verlangte nicht nach Gold, nicht nach Ehre, sondern es wollte Liebe und der einzige, der allein sie ihm nach seinen Wünschen geben konnte, und sie ihm nach göttlichen und menschlichen Rechten zu geben verpflichtet war, der hatte sie ihm verweigert, und war treulos von ihm gewichen. Bekümmert dachte er an den einzigen Sohn, der ihn vor zwei Jahren verlassen, und wandte schmerzlich den Blick bald auf das Bild der theuern Gattin, bald auf das Bild seines Sohnes, welche Beide so freundlich und so mild auf ihn von der Wand herabsahen. „O wäre doch eines von Euch Beiden bei mir geblieben, und mir ein Tröster in meinem Jammer geworden!“ — so klagte er, stützte mit der Hand sein graues, sorgenschweres Haupt, und sang hierauf wehmüthig mit leiser Stimme vor sich hin:

„Wer wird einst mich Alten pflegen,
Wer wird mich zur Ruhe legen,
Wenn die Stimme Gottes ruft?
Soll ich unbeweint denn sterben,
Ohne Kinder, ohne Erben,
Fahren in die dunkle Gruft?“

Da trat Agathe herein, auf dem blanken Teller die schönen, so eben gefärbten Ostereier tragend. „Seht nur, gestrenger Herr Vetter,“ begann sie freundlich, und wies auf die hochrothen Eier, „seht nur, wie sie gar so schön geworden sind; ja, das muß man gestehen, gestrenger Herr Vetter, Ihr habt eine besondere Gabe und eine ganz eigene Kunstfertigkeit, die Eier so schön zu machen.“ „Albert konnte es noch besser,“ versetzte Herr Willibald mit weh=

müthigen Lächeln. „Ja, das ist wahr, das muß man sagen. Vetter Albert konnte gar so hübsche Bildlein in die rothen Eier hinein malen, daß man sich daran gar nicht satt schauen konnte. Doch grämt Euch nicht, edler Herr Vetter," tröstete die gutmüthige Agathe; „es wird Alles noch gut werden. Schaut nur, wir Beiden beten ja recht fleißig, und immerfort für ihn, daß unser Herr ihn behüten möge vor allem Unglück des Leibes und der Seele; gewiß, er wird wieder zu Euch zurückkehren, und besser und klüger, als er fortgegangen ist. Der böse August ist an Allem Schuld, Albert wird gewiß wieder kommen." — „Gott gebe es, gute Base," sprach Herr Willibald, und drückte freundlich der gutmüthigen Agathe die Hand. „Jetzt gehe und bringe mir Hut und Mantel. Ich will in die Kirche gehen, und der Auferstehung des Herrn beiwohnen; ich will beten, daß der Herr auch meinen Sohn auferstehen lasse zum neuen Leben." Schnell brachte Agathe das Verlangte; Willibald aber schritt durch die breiten Straßen und den schönen Marktplatz auf die Kirche zu und dankte freundlich den Grüßen, die von den Bürgern von allen Seiten ihrem geliebten Meister geboten wurden.

Auch Albert war in die Kirche gekommen. Er hatte in seiner Herberge keine Rast noch Ruhe; es trieb ihn hinaus in die Straßen, und Furcht und Erwartung, Hoffnung und Angst bestürmten wechselnd sein Herz. In der Kirche, meinte er, müsse es ihm leichter werden. Die schönen Altäre und die ehrwürdigen Bilder und Statuen standen noch immer im vorigen Schmucke da, und mahnten ihn an die ver-

gangene Zeit, wo er neben Vater und Mutter andächtig, und mit weit reinerm und schuldloserem Herzen gebetet hatte. Demüthig und unerkannt (in seinem ärmlichen Kleide und mit seinem bleichen Gesichte hatte wohl keiner den jungen blühenden Sohn des reichen Bürgermeisters erkennen mögen) kniete er neben einem Pfeiler der Kirche, und dankte dem Herrn, daß er ihn so gut und so weit geführt hatte, und bat ihn, er möge das Herz des Vaters zur Milde und Verzeihung lenken.

In der Kirche ward es immer heller; Lampen und Kerzen brannten auf allen Seiten, und warfen einen hellen Schein auf die andächtige Christengemeinde, die voll Sehnsucht die frohe Botschaft von der Auferstehung des Herrn erwartete. Wie ward es Albert um das Herz, als er bei dem Scheine der Kerzen so viele bekannte und befreundete Gestalten erblickte, die nicht wußten, daß er ihnen so nahe war! Als nun der Priester die Worte der Freude: „Der Herr ist erstanden!“ aussprach, als die Trompeten in brausendem Jubel ertönten, und aller Augen sich dankbar zum Himmel wandten, da hob auch Albert sein Auge empor; aber überrascht und erschüttert fuhr er zurück, als er das Antlitz des Vaters schaute, der an der Spitze der Rathsherren in dem ersten Stuhle gebührender Maßen den Ehrenplatz einnahm. Wieder schaute Albert bebend hin, und er konnte sein Auge nicht abwenden von den theuern, wohlbekannten Zügen. Ach, noch immer waren es die lieben, biedern Züge, aber sichtlich gealtert, und Gram und Wehmuth sprachen deutlich aus ihnen. Seine Stirne war gefurcht, seine Haare,

sonst grau, waren jetzt weiß geworden. Bei diesem Anblick durchdrang ein unsäglicher Schmerz Alberts Brust. Jede dieser Furchen schien ihm zu sagen: „Der Gram um dich, du ungerathenes Kind, hat mich gezogen!" und das weiße Haar: „Der Kummer um dich hat mich weiß gemacht vor der Zeit." Albert seufzte: „O, was habe ich gethan! wie werde ich es verantworten können?" und wankte zur Kirchenthüre hinaus. In der Stadt war überall Jubel und Freude; doch er war traurig, aß und trank des Abends nicht, und des Nachts konnte er kein Auge zuthun; immer schwebte das bleiche kummervolle Antlitz seines Vaters vor seinen Augen, und er glaubte nicht, daß er je den Muth haben könne, ihm wieder vor die Augen zu kommen.

Des andern Tages, Morgens, ging er wieder in die Kirche. Frauen und Mädchen sammelten sich allgemach, und brachten nach der alten, schönen Sitte, Eier, Brod und Salz dem Priester zur Segnung dar. Albert hatte dort noch nicht lange gekniet, als seine Base Agathe mit dem blanken silbernen Teller hereinkam, und vor den Altar trat. Nur zu gut kannte Albert noch die gute alte Base, und mit Wehmuth dachte er auf das Neue an jene glückliche Zeit, wo er die vom Vater gefärbten Eier, mit Bildern der Heiligen bemalt, und damit dem Vater immer eine so große Freude gemacht hatte. Neben Agathen stand ein kleines, dürftig gekleidetes Mädchen, ohne Schüssel und schaute sehnsuchtsvoll bald auf Agathen, bald auf die schönen rothen Eier. Die gute Agathe mochte wohl die bittenden Blicke des Mädchens verstehen; sie gab ihm eines von ihren

Eiern und mit freudigem, herzlichem Danke ging das Mädchen aus der Kirche. Da durchzuckte Alberts Gemüth ein Gedanke; rasch stand er auf, und eilte dem Mädchen nach, und bot ihm ein Geldstück für das Ei. Das Mädchen bedachte sich nicht lange und gab ihm das Ei. „Ich will dir das Doppelte geben," fuhr Albert fort, wenn du um 12 Uhr auf dieser Stelle wieder erscheinest, und mir einen Gang thust." Das Mädchen versprach freudig, gewiß um die rechte Zeit zu kommen. Albert holte nun aus der nahen Apotheke Scheidewasser, ging in seine Herberge zurück, und machte sich an die Arbeit. Auf das rothgefärbte Ei wollte er die schöne Erzählung des Herrn von dem verlornen Sohne, der sich reuig dem Vater zu Füßen wirft, mit dem scharfen Scheidewasser zeichnen; das Ei mit dem Bilde wollte er dem Vater senden, und ihn auf diese Weise von seiner Wiederkunft, von seiner Reue und seinem Schmerzen benachrichtigen und demüthig um Verzeihung flehen. Schön und kunstfertig zeichnete er die Gestalten des Sohnes und des Vaters; und als er in dem schmerzlichen Gesichte des reuigen Sohnes seine eigenen Züge erkannte, in dem Bilde des verzeihenden Vaters aber das wohlbekannte Antlitz des geliebten Vaters erschaute, das er, wie im wundersamen Zufall so ähnlich hingezeichnet hatte, da weinte er bitterlich, und seine heißen Thränen mischten sich mit dem ätzenden Scheidewasser. „O Vater Willibald," rief er voll tiefen Schmerzens, „o verstoßt mich nicht, nimm den Reuigen wieder zu Gnaden auf!" Jetzt hatte er die Zeichnung vollendet; die schön und kräftig gezeichneten und durch das Scheide-

wasser weiß geätzten Gestalten nahmen sich gar lieb=
lich auf dem dunkelrothen Grund des Eies aus.

Zwölf Uhr schlug es von dem Thurme, und Albert eilte mit dem Ei zur Kirche, wo bereits die Kleine seiner harrte. „Nimm dieß Ei," sprach er, „und trage es in das Haus des Herrn Bürgermeisters; laß es aber dort Niemanden schauen, sondern gieb es ihm selber in die Hand; gieb dann ja wohl Acht auf seine Geberden und auf das, was er spricht, wenn du ihm das Ei giebst; denn dieß mußt du mir Alles wieder erzählen. Hast du mich verstanden?" „Ja," erwiderte das Mädchen; „ich will es gern thun, der Herr Bürgermeister ist ein gar gütiger Herr, zu dem Alle dürfen; ich will Euch bald die Botschaft bringen, wie er Euer Ei aufgenommen hat, und was er dabei gesagt hat." Das Mädchen ging; Albert, von Unruhe und Sehnsucht getrieben, folgte ihr langsam nach, und als das Mädchen in das Haus seines Vaters trat, ging auch er hinein, und konnte es wohl thun, ohne erkannt oder zurück=
gewiesen zu werden; denn es war Sitte in der Stadt, daß an dem Ostersonntage der Bürgermeister den Rathsherren und den angesehenen Bürgern ein Mahl gab; und viele Leute gingen deßhalb in seinem Hause hin und wieder, gingen ein und aus.

Im großen Saale des Hauses, zuoberst an der Tafel, saß Herr Willibald im reichen Anzuge, die goldene Ehrenkette um den Hals; an seiner Seite die Rathsherren in ihren langen schwarzen Mänteln, und die Bürger mit ihren Frauen und Töchtern im stattlichen Schmucke. Speisen, kostbar und ausge=
sucht bereitet, wurden auf glänzenden Tellern aufge=

tragen; Weine von allen Gattungen schäumten in kunstvoll gearbeiteten Pokalen. Mit stiller Freundlichkeit sprach Willibald den Gästen zu, ermunterte sie, es sich schmecken zu lassen, und suchte sie auf alle Weise, so gut als er konnte, zu erheitern. Aber ein stiller Zug des Grames und der Wehmuth trübte heute mehr, als sonst sein freundliches, biederes Gesicht. Nur zu gut wußten ihn die Gäste zu deuten; es war heute der Tag, an welchem vor zwei Jahren sein einziger Sohn ihn verlassen hatte. Mitleidig schauten Alle auf den schwergekränkten Greis, und bemühten sich, sein Leid zu lindern, und ihn aufzuheitern.

Da trat Agathe, die fleißige Hauswirthin herein, und flüsterte leise dem Bürgermeister in das Ohr: „Gestrenger Herr Vetter, es ist ein kleines Mädchen draußen, und will Euch gerne sprechen, und Euch gar ein Osterei bringen: darf ich es hereinlassen?" — „Laß es immerhin kommen," lächelte gutmüthig Herr Willibald; „mich soll des Kindes Gabe freuen." Das kleine Mädchen trat herein, und überreichte mit einer zierlichen Verbeugung auf einer kleinen Schüssel, die ihr Agathe gegeben, dem Herrn Willibald das Ei. Dieser aber schaute das Mädchen und dann das Ei an. „Großer Gott!" rief er jetzt in heftiger Bewegung, „das hat nur Albert malen können! Albert, mein Sohn, Albert, wo bist du?" Da stürzte Albert, den Sehnsucht und Erwartung bis an den Eingang des Speisesaales getrieben hatten, herein, und warf sich seinem Vater zu Füßen. „O Vater! Vater!" rief er, und seine Thränen flossen, „sieh' meine Reue und vergieb!

als der Letzte Deiner Knechte will ich Dir dienen, nur übe Erbarmen!“ Aber der Vater hob seinen Sohn auf, und drückte ihn an das liebende Vaterherz. „O mein Sohn!“ rief er, „was hast du mir für Schmerzen bereitet! Doch Alles sey vergessen, Alles sey dir verziehen, ich habe dich ja wieder; du bist auferstanden, o mein Sohn, mein Albert!“

Albert hing an dem Halse des Vaters; Thränen des Schmerzens und der Freude rannen über seine bleichen Wangen, und er konnte vor Schluchzen und Rührung kein weiteres Wort hervorbringen. Da wandte sich der Vater zu den Gästen: „Seht da meinen Sohn, meinen einzigen!“ sprach er, „Gott hat mein Gebet erhört, ich habe ihn wieder gefunden. Auf, freut Euch mit mir, meine Lieben!“ Und es war wohl kein Auge, das nicht bei dem unverhofften Wiederfinden des Vaters und des Sohnes vor Mitgefühl und freudiger Rührung feucht geworden wäre. Am meisten freute sich die alte Agathe, als sie ihren lieben jungen Vetter wieder sah. „Ach, lieber Vetter,“ sprach sie mitleidig, „wie mager bist Du geworden!“ Der Vater aber ließ den Sohn an seine Seite sitzen, und dieser mußte nun seine Geschichte erzählen.

Albert erzählte Alles, treu und wahr und ohne Hehl. In jedem Worte war der Schmerz der Reue und die innige Liebe zu seinem Vater unverkennbar. Alle horchten aufmerksam zu; Augusts schreckliche Strafe erschütterte sie tief; am meisten rührte sie der Tod des Hauptmanns und der Jammer seines unglückseligen Vaters. Als Albert zu Ende war, sprach der Vater mit gerührter Stimme: „O mein

Sohn! wie wunderbar hat dich Gott geführt, und aus den Schlingen der Verführung, wie aus den Gefahren der Schlachten errettet! Ihm sey Dank, daß er mein Gebet erhört und dich gebessert hat!" Albert küßte des Vaters Hand, und seine Thränen und die Reue in allen seinen Geberden sprachen deutlicher, als alle Worte.

So endigte sich dieser Tag, den Willibald und Albert so traurig begannen, mit Freude und Jubel. Alles nahm Theil an der Freude des wackern Vaters.

Albert that von jetzt an Alles, um das begangene Unrecht wieder gut zu machen; er ward der treueste, liebevollste Sohn, der in Allem seinem Vater gehorsam war, und dessen Willen zu erfüllen sein Streben, dessen Beifall sein größter Lohn war. Oft versicherte der Vater seinem Albert: „Gott entschädigt mich durch deine treue, kindliche Liebe, die du mir jetzt beweisest, hinlänglich für alle Leiden, die er in der letzten Zeit über mich hat kommen lassen."

So gewann Albert durch seine Liebe zum Vater, und durch Fleiß und edles Betragen auch die Liebe und Achtung der Stadt auf das Neue wieder, und verlor sie nie mehr; ja er wurde nach dem baldigen Tode seines Vaters Einer der edelsten Bürger seiner Vaterstadt. Daß er auch mit dem Vater seines Retters, des Hauptmannes, lebenslänglich in freundschaftlicher Verbindung blieb, versteht sich von selbst.

3.

Innocenz.

„Wie die Liebe —
So die Gnade;
Wie die Gnade,
So die Kraft.“

Mein Leben neigt sich zum Ende; die Haare meines Hauptes werden bleicher und spärlicher von Tag zu Tag; die welken Hände zittern mehr und mehr, die Füße wollen nimmer tragen den alten müden Leib; Alles, Alles verkündigt mir die frohe Botschaft, daß ich bald seyn werde bei Gott, meinem barmherzigen Herrn und Vater, und bei dir, o Innocenz, den ich so sehr geliebt habe.

Ja, ich habe viel geliebt auf Erden; ich habe Gott geliebt, meinen Herrn und Seligmacher, mit der Kraft meines sündigen, schwachen Herzens, und wenn meine Liebe lau und unrein gewesen ist, so möge mir gnädig verziehen werden um der ewigen Liebe Dessen, Der für die Sünder sein Leben am Kreuze geopfert hat. Ich habe Vater und Mutter geliebt, Schwestern und Bruder, und ihnen willig gethan, was sie von dem Sohne und dem Bruder verlangten. Ich habe meine Mitmenschen geliebt, doch keinen von ihnen mehr, keinen inniger, als dich, o mein Innocenz! Deine Freundschaft, deine Liebe war mein Glück, war meine Freude in den Wüsten Afrika's, mein Trost in den Leiden einer harten

Gefangenschaft, war meine Erquickung in der friedlichen Einsamkeit dieses stillen Klosters. Ja, o Innocenz, ich habe dich geliebt mit all der Kraft und der Liebe meines Herzens; und wenn ich zuweilen fürchtete, es möchte diese meine Liebe zu innig, zu heiß seyn, und darum den Herrn mißfallen, so tröstete es mich auf der andern Seite wieder, daß es gerade Er war, der uns so wunderbar zusammengeführt, und zu solch inbrünstiger Liebe vereinigt hat. Ja, die Welt soll erfahren, wie wir uns geliebt; sie sollen erfahren die Reinheit und die Unschuld deines Herzens, die Glut, womit du Christum unsern Herrn und Heiland umfangen, sie soll wissen von deinem Glauben, in dem du Alles überwunden hast, was die Welt ihren Kindern Schönes und Reizendes giebt: Alle, Alle sollen es wissen, wie du in diesem Glauben, in dieser Liebe zu Jesu, dein Leiden, deinen Tod, aber auch deine Seligkeit gefunden hast. Darum habe ich in meinen alten Tagen, dem Sterben nahe, niedergeschrieben, was uns begegnet, damit Jeder sich erbaue, einen gleichen Glauben, eine gleiche Liebe zu Christo gewinne, und einen Freund suche, so treu und liebend, wie du mir gewesen bist, o Innocenz!

So will ich denn beginnen im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit.

I.

Weniges nur will ich von mir selber schreiben, und dieß Wenige nur darum, damit die Menschen meine Liebe zu dir, o Innocenz, eher begreifen lernen. Es ist ja der Mensch zum Lieben geschaffen;

das ist jedem fühlenden Herzen klar, und zeigt sich am schönsten in dem Kinde. Welches Kind liebt nicht, und wer liebt mehr, als das unschuldige Kindlein? Kaum geboren, noch in der Wiege liegend, sucht es mit sehnsüchtigem Auge die Mutter; verlangend streckt es die Aermlein aus nach dem Gegenstand seiner Liebe. Wie lebt nicht Alles in ihm, wie regt sich nicht Alles, hört es die Stimme seiner Lieben oder sieht es ihr freundliches Antlitz! Wie liebevoll hängt es nicht an Alles, was es umgiebt! Wie rührend sind nicht seine treuherzigen Liebkosungen, womit es seine Zärtlichkeit, seine Anhänglichkeit zu bezeigen sucht! Sein unschuldig Lallen, seine freundlichen Blicke, sein eifriges Streben, mit dem Aermlein seine Lieben zu umfassen, und an ihrem Herzen zu ruhen, drückt nur zu sehr das Gefühl seiner Seele aus. Wie bebt es scheu zurück, wie klagt es betrübt, wenn sich ihm Jemand mit einer unfreundlichen, feindseligen Miene naht! Wie viele Mühe kostet es dann, das zutrauungsvolle Hingeben, die heitere Liebe des zarten Gemüthes wieder in ihm hervorzurufen, die es so liebenswürdig, so wahrhaft zu einem Engelsbilde macht! Wohl dem Kinde, das für seine reine zutrauungsvolle Liebe mit gleich treuer sorgsamer Liebe belohnt wird; denn davon hängt das Glück oder Unglück seines Lebens ab; und wenn so viele Menschen zu Grunde gehen, so geschieht es blos darum, weil sie als Kinder nicht die rechte Liebe gefunden haben.

Ach, auch ich hatte die rechte Liebe in den Kinderjahren nicht gefunden. Mich liebten Vater und Mutter; doch die mütterliche Liebe, die vor Allem

dem Herzen des Kindes so wohl thut, genoß ich nur kurze Zeit. Die Mutter starb noch, ehe ich zwei Jahre alt war. — Ruhe sanft, o liebste Mutter; auch dich hoffe ich wieder zu sehen! — Der Mutter Tod war ein schweres Unglück für mich, wie für den Vater, der ein kleines Rittergut an den Ufern der Donau von dem Herzoge zu Schwaben zu Lehen hatte. Die stille Genügsamkeit der Mutter, ihr freundliches Gemüth hatte meinem Vater hinreichenden Ersatz für die lärmenden Freuden und Bankete der benachbarten Ritter gewährt. Ihre verständige Häuslichkeit hatte das geringe Einkommen des Gutes, welches gerade hinreichend war, uns, drei Knechte und zwei Mägde zu ernähren, gemehrt, und sie sogar in den Stand gesetzt, einen kleinen Nothpfennig zurückzulegen. Denn unter ihren Händen war Alles gut gerathen. — Jetzt wurde Alles anders; ich ward der Pflege einer treuen, aber alten und mürrischen Magd übergeben. Mein Vater, um den Gram um sein theueres Eheweib zu lindern, nahm an den Jagden und Festen der benachbarten Ritter Antheil und lud sie bald selber in die eigene Burg. Feste und Tafeln wurden jetzt in der Burg gegeben, die vorher nur Ruhe und Stille gekannt hatte. Dieß konnte nicht lange dauern, ohne daß nicht das kleine Gut meines Vaters Schaden gelitten hätte. Um mit Einemmal reich zu werden; ehelichte er ein reiches Fräulein aus Tyrol. Sie hatte ihn schon früher gekannt, und vor der Heirath mit meiner Mutter ihm ihre Hand angetragen; sie brachte ihm freilich Geld und Gut, aber auch Sorgen und Kümmernisse in Menge zu. —

Noch kann ich mich deutlich ihres Einzuges in

die våterliche Burg erinnern; noch steht Alles vor meinen Augen. Mein Vater, mich an der Hand, erwartete an der Pforte des Schlosses die Braut, welche prachtvoll geschmückt, von ihren Frauen begleitet, auf ihrem Zelter einherzog. Stolz erwiderte sie die Begrüßung des Vaters; scheu und bebend trat ich auf des Vaters Geheiß näher, und drückte ihre Hand an meine Lippen; kalt küßte sie mich auf die Stirne. „Willst du mir auf Wort und Wink folgen, Eustach?" fragte sie mit ernstem, strengen Ton. Ich antwortete erschrocken nur mit Thrånen. „Was soll dein Weinen bedeuten, Knabe?" rief sie erzürnt, „was hab' ich dir gethan?" „Entschuldigt," bat mein Vater jetzt; „Ihr seht, es ist ja noch ein Kind, das Euch heute zum Erstenmal sieht." — „Ja wohl ein Kind, und zwar ein sehr thörichtes," erwiderte sie, „doch an diesem Tag soll Alles vergeben seyn." Ich bebte; mein Herz überschlich eine böse Ahnung der Zukunft; wohl auch die Seele des Vaters mochte von ihr ergriffen worden seyn. Ach, sie hatte uns nicht getåuscht.

Gleich nach der Hochzeit mußte die Burg, welche meiner neuen Mutter zu klein, zu ärmlich schien, niedergerissen und prachtvoll aufgebaut werden. Ihr Reichthum setzte sie in den Stand, Feste zu geben, die an Pracht und Herrlichkeit ihres Gleichen nicht hatten, und weit und breit von vielen Gästen besucht wurden. Geräusch und Jubel tönte überall im Schlosse; nur ein Kämmerlein war still und ruhig; es war das meine, wohin ich und die alte Martha, meine Pflegerin, verbannt worden waren. Traurig und schmerzlich sah ich von dem Fenster herab auf

die glänzenden Ritter, die reichgeschmückten Knappen und die schönen Frauen, die alle so fröhlich waren, und von denen ich so manche kannte. Ich durfte mich ihnen nicht nahen, wollte ich nicht von der Stiefmutter gescholten, und wegen meines Betragens, über dessen Rohheit und Ungezogenheit sie sich bei Allen beklagte, zurückgewiesen werden. — Um den Hausfrieden zu erhalten, mußte mein Vater schweigen; nur selten besuchte er mein Kämmerlein; dann aber zeigte er seine alte väterliche Liebe, die mich reichlich für alles Ungemach entschädigte.

Nach zwei Jahren wurde meinem Vater ein Sohn geboren. Wie freuten wir uns Alle, ich gewiß nicht am wenigsten. Als das Knäblein von der heiligen Taufe aus der Kapelle des Schlosses getragen wurde, schlich ich mich aus meinem Kämmerlein, um mein Brüderlein sehen zu können; ich herzte und küßte es im Uebermaaß meiner Freude vielleicht zu sehr, daß es klagend schrie. Da eilte Elsbeth, der Mutter Kammerfrau, aus ihrem Gemache und gab mir Ruthenstreiche für meinen Ungestüm. Wie weh that mir dieß! ich hatte es so gut gemeint. Ich durfte jetzt lange mein Brüderlein nicht sehen, das ich so lieb hatte, und wenn man mich auf mein Bitten zu ihm ließ, so geschah es immer nur unter strenger Aufsicht und mit dem scharfen Verbot, es nicht zu berühren. Als ob ich meinem Brüderlein hätte etwas zu Leide thun können!

Nach der Geburt des kleinen Joseph schien der Mutter Widerwillen gegen mich zuzunehmen. Mein Vater, der mit jedem Tag mehr und mehr ihren Launen unterthänig wurde, wagte es nur schüch-

tern von Zeit zu Zeit Vorstellungen ihr zu machen, und sie um ein liebevolleres Betragen gegen ein Kind zu bitten, das ihr nichts gethan, und dem sie Mutter zu werden so feierlich versprochen hatte. Aber Alles war vergebens; die Vorstellungen und Bitten des Vaters wurden eben so kalt und bitter zurückgewiesen, als meine kindlichen Liebkosungen, womit ich das Herz dieser harten Frau zu gewinnen dachte. Sie wußte, daß sie Herr im Hause sey, und ließ es uns Allen fühlen. Sie gebar meinem Vater noch drei Töchter. An Joseph und an ihnen hing ihr Herz und ihre Seele. Sie wurden älter, auch ich; allein mit jedem Tage mehrte sich jene unnatürliche, feindselige Spannung zwischen uns Geschwistern, welche die Mutter gepflanzt hatte, und fortdauernd nährte. Sie wurden prachtvoll gekleidet, indessen ich mit einem leinenen Kittel zufrieden seyn mußte; sie aßen an den Tafeln der Eltern, und nahmen Antheil an jenen üppigen Festen und Gastmählern, denen ich nicht nahen durfte, weil ja meine Sitten im Auge der Stiefmutter noch immer ungeschliffen und roh waren. Dagegen mußte ich mit den Knechten und mit Robert, dem Jäger, essen, welchem ich jetzt zur Aufsicht übergeben worden war. An den Spielen und Erheiterungen der Geschwisterte durfte ich keinen Antheil nehmen, damit ja mein bäurisches Wesen der Feinheit und dem Anstande ihrer Sitten keinen Schaden brächte. Ja, es ward ihnen sogar geboten, mit mir so wenig als möglich Gemeinschaft zu pflegen; und doch war ich, und wollte so gerne ihr Bruder seyn. — Anfangs glaubte ich, durch verdoppelte Anstrengung mir die Liebe meiner Geschwisterte

zu erwerben. Ich that Alles, was ich ihnen an den Augen absehen konnte; kein Baum war mir zu hoch, den ich nicht erstieg, um ihnen die Frucht davon zu bringen; ich bebaute ihr Gärtlein, goß ihre Blumen, ich brachte lauernd Tage und Nächte in den Wäldern zu, um für sie Vögel zu fangen. Es schien mir Anfangs auch zu glücken; allein meine Liebe, meine Bemühung konnte nicht aufkommen gegen die unbesiegbare Abneigung jener Mutter, die mit bösem Willen und feiner List die unselige Spannung bald wieder zu erneuern wußte. Brachte ich ihnen eine Gabe, so war es viel, wenn sie dankten, wenn sie nicht gar dieselbe mit spöttischen Worten zurückwiesen. Dennoch hörte ich nicht auf, ihnen alle Gefälligkeiten zu erweisen, die in meiner Macht standen; allein bald mußte ich sehen, daß sie mich, ihren ältern Bruder, nur als ihren Diener ansahen; sie glaubten mir befehlen zu können, was ich nur aus guten Willen gethan hatte. Sie fanden es leicht, mit mir zu streiten, über mich zu spotten; sie hatten ja immer Recht; ich niemals; ihnen wurde Alles nachgesehen, an mir das kleinste Versehen strenge bestraft. Ich fühlte es mehr und mehr, daß ich gedemüthigt, erniedrigt werden sollte in der Achtung Aller, welche uns umgaben. Das that mir weh im Innersten der Seele; das konnt' ich nicht ertragen; tief betrübt zog ich mich zurück. Oft warf ich mich an die Brust meines Vaters und suchte dort Trost und Hülfe; aber ach, er litt wie ich; ich drängte meinen Schmerzen zurück, um nicht den seinen zu vermehren. Scheu und finster wurde jetzt meine Gemüthsart; mit Leidenschaft warf ich mich auf die Jagd; der Forst schien meine Hei-

math zu werden; Niemand klagte darüber, Niemand hinderte mich.

Mein Gefährte auf diesen Streifereien war Lambert, Roberts Sohn, der um diese Zeit zu seinem Vater zurückgekehrt war. Heiter, fröhlich, oft bis zur Unbesonnenheit, verscheuchte mir seine scherzhafte Laune gar oft den Trübsinn, der nicht von mir weichen wollte. Bald wurde ich ihm von Herzen gut; wir hatten Alles mit einander gemein, Freude und Leid; und als ich ihn einst beim Baden vom Ertrinken rettete, da fiel er mir um den Hals, nahm Gott zum Zeugen, daß er ewig hiefür mir dankbar seyn wolle. — Ach, er blieb es nicht.

Eines Abends gingen wir ermüdet mit schlechter Beute nach Hause. Lambert hatte alle Bolzen verschossen; ich lieh ihm einige von den meinen. Als wir gegen das Ende des Waldes kamen, sahen wir einen schönen Vogel ruhig und furchtlos durch die Dämmerung daher fliegen. Es schien mir, als sey es der Lieblingsfalke meiner Mutter, den sie mit großer Mühe höchst zahm und ihr ganz ergeben gezogen hatte, so, daß er gar oft ausflog und mit seiner Beute allemal wieder zurückkam. Trotz meiner Warnung schoß Lambert auf den Vogel; er stürzte, sank zwar, erhob sich aber wieder und flog durch das Dickicht des Waldes fort, ohne daß wir ihn sehen konnten.

Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht. Des andern Tages Morgens fand meine Mutter ihren treuen Liebling blutend, todt, meinen Bolzen in der Brust, vor dem Fenster ihres Gemaches. Im höchsten Zorn ließ sie mich — seit langen Zeiten wieder

das Erstemal — rufen, und warf mir Bosheit und Rachsucht vor, die sie aber auf das Strengste bestrafen würde. Ich betheuerte erschrocken meine Unschuld, allein mein Bolzen stack in des Falken Brust, und schien mich Lügen zu strafen. Da berief ich mich auf Lambert. Auch er wurde gerufen. Er kam, bleich, zitternd — und läugnete. Mein, nicht sein Bolzen (man konnte sie nur zu deutlich unterscheiden) haftete in der Wunde des Falken und schien für ihn zu zeugen. Wie ward mir, als ich den Freund meines Herzens, auf dessen Treue ich Felsen gebaut hatte, so treulos mich verrathen sah! Ich schaute auf Lamberts bleiches, zitterndes Antlitz und er dauerte mich. Wohl wußte ich, daß die Mutter ihn sammt dem Vater und der Mutter augenblicklich vom Dienste und vom Schlosse gejagt hätte. Dieß hatte sie schon früher bei einer andern Gelegenheit gethan. Zum Unglück war mein Vater abwesend; ich sprach kein Wort mehr zu meiner Vertheidigung, duldete, daß man mich Lügner und Verläumder schalt, und ließ Alles über mich ergehen. Ich bekam harte Schläge, acht Tage lang mußte ich bei Wasser und Brod büßen für fremde Schuld. —

Als mein Vater zurückkam, hörte er mit Zorn und Mißmuth den ganzen Vorgang. Er sah ein, daß meines Bleibens bei der Stiefmuttter nimmer länger seyn durfte. „Eustach! Eustach! sey getröstet,“ rief er, als ich an seinem väterlichen Herzen meinen Gram ausweinte; „du wirst hier nicht länger leiden dürfen. Du kennst den ehrwürdigen Pater Norbert, willst du zu ihm in's Kloster?“ „Mit

Freuden," war meine Antwort; denn nur so konnte ich hoffen, des ewigen Quälens und Neckens meiner Stiefmutter ledig zu werden, und zur Ruhe und zum Frieden mit ihr und meinen Geschwisterten zu kommen.

Ich war 15 Jahre alt, als ich in das Kloster trat, das mir Ruhe, Frieden, Frömmigkeit und Wissenschaft geben sollte. Pater Norbert, der Novizenmeister, nahm sich meiner an, mit aller Liebe seines frommen, christlichen Gemüthes. Wie wohl that seine zarte, schonende Liebe meinem wunden Herzen! wie bald verschwand jene Bitterkeit, die fortdauernde Lieblosigkeit meinem Gemüth geschlagen hatte. Ich lebte wieder auf; ich sah, daß es auch noch außer meinem Vater Menschen gebe, die mich wahrhaft liebten. Doch auch dieser Liebe konnte ich mich nicht lange erfreuen. Pater Norbert starb an einer bösartigen Krankheit, die er beim Krankenbesuch geerbt hatte. Pater Agilus trat an seine Stelle. Norberts edle, mittheilende Liebe kannte er nicht. Streng und ernst, wie er war, betrachtete er den Gehorsam als die erste und höchste Tugend, und begehrte ihn deßhalb auf das Genaueste und Pünktlichste von jedem seiner Schüler und Untergebenen unbedingt. Unablässig übte er uns in dieser schweren Tugend, übte er uns in Mühe und Anstrengungen, die unserm Körper nicht minder, als unserm Geiste auferlegt wurden. Mich und noch einen der Novizen, Anselm genannt, nahm er in besondere Obhut; vielleicht mochten wir ihm nicht gut empfohlen worden seyn; er hielt uns vor Allen strenge: wir mußten mehr arbeiten und mehr ent-

behren, als die Andern. Pater Agilus hielt besonders viel auf das Fasten, das er selber gewissenhaft hielt, und auch Andern und uns auferlegte. Wir aber konnten uns damit nicht sehr befreunden, am wenigsten Anselm, der, früher an gut Essen und Trinken gewöhnt, vom Fasten ein abgesagter Feind war. Daher gewann ich bald seine Freundschaft, als ich ihm Speisen, die ich mir selber vom Munde abgespart, heimlich zusteckte. Dieß blieb mir nicht unvergolten. Anselms List und Schlauheit fand bald Mittel, sich das Fasten zu erleichtern. Im Sommer besuchte er nächtlicher Weise die Obstbäume des Gartens; auch zur Speisekammer wußte er gar oft den Zutritt zu finden, und die Knechte des Klosters gaben heimlich dem Nimmersatten gar oft, was ihnen übrig blieb. Stets theilte er dann mit mir, was er auf diese Weise sich verschafft hatte, obgleich ich ihn bat und dagegen warnte. Das konnte in der Länge dem wachsamen Auge des Pater Agilus nicht verborgen bleiben. Es kam auf; Anselm wurde gestraft und ich mit ihm, weil man wußte, wie sehr er an mir hing. Doch Anselm ließ das Mausen nicht; ihn konnten weder meine Bitten und Vorstellungen, noch die nachdrücklichen Ermahnungen und Strafen des Pater Agilus bessern.

Einstmals — es war die Nacht vor meinem neunzehnten Geburtstage — saß ich bei dem Scheine meiner Lampe in der Zelle, um eine schöne kostbare Handschrift der heiligen Schrift abzuschreiben, die mir Pater Agilus anvertraut hatte. Da trat zu meinem großen Erstaunen Anselm herein. „Weg mit der Schreiberei, sprach er mit fröhlicher Miene, und

stellte zwei Flaschen Wein auf das Tischlein — laß uns dein Geburtsfest feiern!" Vergebens bat ich den Unbesonnenen, in seine Zelle zurückzukehren. Er, wohl von früher genossenem Wein erhitzt, wollte auf keine Bitten und Vorstellungen achten und warf im Eifer des Gespräches die Lampe um, daß über die Handschrift das Oel floß und sie in Feuer setzte. Erschrocken suchten ich und Anselm die Flamme zu löschen; allein das Feuer griff um sich und erreichte das Strohbett. Ich rief in der Angst meines Herzens um Hülfe; entsetzt, wie unsinnig sprang Anselm über die enge Treppe hinab, fiel, — und brach das Genick. Ach, noch ist es mir, als hörte ich jenen dumpfen Wehelaut, der mein Herz mit schrecklicher Ahnung durchschnitt. Des Feuers wurde ich Meister, ehe noch Hülfe kam. Aber wie wurde mir, als Anselm, mein Freund, bleich, todt zu mir getragen wurde! ich sank ohnmächtig an seine Seite nieder.

Das Kloster suchte diesen Trauerfall zu verheimlichen; die nächste Folge davon war, daß ich meinem Vater zurückgesandt wurde. Mit beklommenem Herzen, in düsterer Stimmung, trat ich die Heimreise an. Der Stiefmutter Zorn fürchtete ich weniger, als den Gram des Vaters. Anselms Bild schwebte mir immer vor Augen. Ich war mir nichts Böses bewußt; gerne war ich bereit, Alles zu dulden; allein es stand vor mir, Mißhandlungen nimmer zu ertragen.

Doch wider alles Vermuthen empfingen mich Vater, die Geschwisterte, ja selbst die Mutter freundlich. Sie hörten meine Vertheidigung an, und

machten mir wegen des Vergangenen keinen Vorwurf. Wie wohl that dieß mir; ich konnte nicht denken, daß dieß Täuschung oder feine Berechnung seyn könnte. Nach wenigen Wochen wurde mir Alles klar. Joseph, mein Bruder, hatte, auf der Jagd von zwei Ebern angefallen, in der Größe der Gefahr gelobt, binnen Jahresfrist das Kreuz zu nehmen. Es war jetzt an der Zeit, dieß Gelübde zu erfüllen. Der Schmerz der Mutter, die Sorge um den einzigen Sohn, der erst fünfzehn Jahre zählte, und auf welchen sie so glänzende Hoffnung baute, kannte keine Grenze. Sie hatte beim heiligen Vater zu Rom um Dispense nachgesucht und sie erhalten unter der Bedingung, daß ein anderes Glied der Familie statt seiner die Wallfahrt verrichte. Jetzt baten mich Alle, Vater und Mutter, auf das Inständigste, statt Josephs den gefahrvollen Zug zu machen. Was bedurfte es so vieler Bitten? Hätte ich ja gerne mein Leben darum gegeben, diese unselige, unnatürliche Spaltung zu endigen, und mir die Liebe und die Freundschaft derer zu erwerben, die mit mir so nahe verbunden waren. Alle dankten mir; am herzlichsten der Vater, der mich mit Thränen in den Augen an's Herz drückte.

Bald nahte die Zeit der Abreise. Ludwig der fromme, ritterliche Königs Frankreichs rüstete sich mit Macht gegen die Ungläubigen und von allen Seiten her sammelten sich die Kreuzfahrer um ihn. Mit Trauer schied ich von dem Vater, den ich nimmer sehen sollte, doch getröstet im Herzen, daß ich die Abneigung der Mutter durch meinen Gehorsam überwunden hätte. Ach, ich hatte es nicht. In der

Stunde des Scheidens, wo ich für ihr Liebstes in Gefahr, vielleicht in den Tod gehen wollte, verlangte die unedle Frau von mir, ich sollte zu *Josephs* Gunsten alle Ansprüche auf mein väterliches Erbgut aufgeben. Das empörte mein Gemüth. Doch ich sah die bittenden Blicke meines Vaters, der sich als den Schuldner seines Weibes betrachtete; sein Händedruck forderte den Sohn auf, der väterlichen Liebe auch dieses Opfer zu bringen. Ich that es und schwur. Mit blutenden Herzen, den Vater küssend, schwang ich mich auf mein Roß; ich hörte ihren Dank nicht; nur das wußte ich, daß ich nimmer den Groll dieser Frau besiegen könnte. —

Bald gewann ich auf der Reise meine Ruhe wieder. Die schönen lieblichen Gegenden des Rheins und der Rhone, das so viele Neue und Unbekannte, was ich sah und hörte, erheiterten mein Herz; mehr noch ergötzte mich die Gesellschaft so vieler jungen Ritter und Knappen, die bald singend, bald betend, von allen Seiten durch die Provence nach Marsiglia (Marseille) zogen, das zu einem der Sammelplätze bestimmt war. Dort sah ich den König *Ludwig*, blühend in der vollen Manneskraft und strahlend durch Frömmigkeit und jede königliche Tugend. Ich sah seine ritterlichen Brüder, die ihn nicht verlassen wollten in der Stunde der Gefahr. Ich sah den Grafen von *Salisbury*, den tapfersten der Engländer, den heldenkühnen *Chatillon*, und den Grafen von *Soissons*, dessen Tapferkeit und Fröhlichkeit im Kampfe Alle bewunderten. Wie hob sich meine Brust bei dem Gedanken unter den Augen und der Anführung solcher Helden kämpfen zu dürfen! Sehn=

suchtsvoll harrte ich jenem Augenblick entgegen, wo ich meine Hand heben dürfte für die Ehre des Erlösers und das Heil der bedrängten Christenheit.

Wir landeten nach einer gefahrvollen Fahrt bei Damiette. Das Heer war sechzigtausend Mann stark, muthig und begeistert, auf das Beste gerüstet, und von den berühmtesten Feldherren angeführt. Ach, wer hätte glauben können, daß dieß so schöne, so tapfere Heer zu Grunde gehen könnte! Nicht will ich den Kampf und die Siege, die Noth und das Elend dieses Heeres beschreiben; noch ist das Abendland davon erfüllt; noch weinen Mütter, Gattinnen, Söhne und Töchter; nur von dir, o Innocenz, will ich erzählen, von dir, o du Freund meines Herzens!

Von Damiette aus zogen wir langsam vorwärts; wir siegten zweimal über das Heer des Sultans Moattam; aber die Bogenschützen der Sarazenen, ihr höllisches Feuer brachte uns großen Schaden; hart auch drückte uns der Mangel an Lebensmitteln. Ich wurde einstmals mit einer Schaar leichter Reiter abgesandt, aus einigen Dörfern Lebensmittel und Futter beizutreiben. Es war ein gefährlicher Auftrag. Wir fanden die Dörfer verlassen und in ihnen nur spärliche Lebensmittel: damit beladen, wollten wir in's Lager zurückkehren, als plötzlich eine Sarazenenschaar hervorbrach, und uns mit Uebermacht anfiel. Rasch wurden wir von ihnen umzingelt; an Rettung war nicht zu denken; wir fochten mit Verzweiflung; rechts und links sanken die Meinen; ich kämpfte fort, entschlossen mein Leben theuer zu verkaufen. Da sprengte auf mich der junge Anführer der Sarazenen los. „Nimm Pardon,“ rief er, „du

tapferer Christ; es ist des Blutes genug geflossen." „Nimmermehr," antwortete ich, und mit einem kräftigen Hiebe stürzte ich den Sarazenen vom Rosse. Bei seinem Falle erhoben die Seinen ein Geschrei des Schreckens und des Wehklagens; mein Pferd sank, von Pfeilen durchbohrt, zu Boden; doch in demselben Augenblick schwang ich mich rasch auf das Pferd des Sarazenen-Feldherrn, und, rechts und links mit wüthenden Schlägen mir Bahn machend, brach ich durch ihre Reihen. Die Sarazenen verfolgten mich voll Wuth, schnitten mir den Weg zum christlichen Lager ab und trieben mich zum Nilstrom; mit der Verwegenheit der Verzweiflung warf ich mich in den Strom; die Wogen schlugen hoch über mich zusammen, doch das herrliche Roß des Sarazenen trug mich glücklich heraus; unermüdlich, pfeilschnell eilte es hinein mit mir in das Land des Feindes; ich konnte es nicht hindern; von Blutverlust erschöpft, am rechten Arm durch einen Pfeilschuß verwundet, war ich nicht im Stande, es zu leiten. Ich ließ dem Rosse seinen Willen und übergab mich ganz der göttlichen Barmherzigkeit und Vorsehung.

Das Roß eilte fort und fort durch die sandige Ebene, die kahl und öde, nirgends Bäume oder Quellen wies. Hunger und Durst quälten mich; meine Wunde brannte; mit der Ruhe des Mannes, der sein Verderben vor Augen sieht und an der Rettung verzweifelt, ließ ich mich von dem Pferde forttragen. Es mochte Mitternacht seyn, als der Mond aufging. In seinem Lichte entdeckte ich von weitem ein großes, seltsames Gebäude, das von

Gärten und Hainen umgeben, fast zauberartig aus der öden Wüste hervorragte. Mein Renner schien bei dessen Anblick seinen Lauf zu verdoppeln; bald stand er stille, und ich befand mich vor dem Thore des großen, nach morgenländischer Weise gebauten Schlosses. Schauder überfiel mich; so war ich denn in der Gewalt meines Feindes! vielleicht in der Hand dessen, dem ich den Sohn und den Erben getödtet hatte. Entrinnen war mir bei meiner Schwäche unmöglich; das Bedürfniß der Ruhe und Speise überwog alles andere; ich band das Roß an, und ging auf das Gartenhaus zu, wo ich Licht sah. Nur mit großer Anstrengung erreichte ich es. Niemanden sah ich; aber ich fand zu meiner großen Freude Speise und Trank; ich labte mich reichlich und sank erquickt, unbesorgt, in tiefen Schlummer.

Wie schrecklich aber war mein Erwachen! Aufgerissen von wilden Sarazenen, fand ich mich in Fesseln geschlagen. Düstere, mordlustige Gesichter sah ich überall; ich glaubte, das Ende meines Lebens sey nahe, und flehte leise die Barmherzigkeit Gottes an. Ernst und schweigend führten sie mich durch viele, seltsam nach morgenländische Sitte gezierte Gänge in einen prachtvoll geschmückten Saal. „Jetzt steh und gieb Antwort!" rief mir einer der Sarazenen zu. Ein Greis, mit langem bis auf den Gürtel herabwallenden Bart, vor dem sich Alle demüthig neigten, trat ein, und setzte sich auf einen erhöhten Sitz. Mit ernsten, schwermüthigen Blicken betrachtete er mich lange. „Bist du Einer von denen," sprach er endlich mit Heftigkeit, „die da herübergeschifft sind, um unser friedliches Land zu verwüsten

und zu berauben?" — „Ja, Herr," antwortete ich; „zu ihnen gehöre ich; doch nicht zum Rauben, nicht zum Verwüsten sind wir gekommen, sondern um Euch das Licht des Heiles zu bringen, und das Grab unsers Herrn und Heilandes aus unreinen Händen zu befreien." — „Schweig Hund," fuhr jetzt der Sarazene auf, „nicht das will ich wissen; ihr werdet euere thörichte Verwegenheit theuer büßen; der Löwe der Wüste hat den Wolf gepackt und wird ihn zerreißen. Doch jetzt sage mir die Wahrheit auf meine Frage: Wie bist du zu dem Rosse gekommen, das vor der Thüre des Hauses angebunden war, in dem du schliefest? Sprich die Wahrheit," rief er drohend, „oder ich lasse dir die falsche Zunge ausreißen, und den Hunden zum Fraße vorwerfen!" — „Du sollst sie hören," erwiderte ich, und suchte mich zu fassen; denn eine schlimme Ahnung war in mir aufgestiegen. „Gestern um diese Zeit überfielen mich und meine Schaar weiß und roth gekleidete Sarazenen; im Kampfe überwand ich ihren Anführer, schwang mich auf sein Roß und rettete mich so von dem Verderben, das uns die Feinde drohten." — „Allah, Allah," schrie jetzt in wüthendem Schmerzen der Alte, „so ist es denn wahr; du verruchter Hund hast mir meinen Sohn, den Sohn meines Bruders, meinen Ali, getödet. O Ali, Ali, du Herz meiner Seele, du Licht meiner Augen, so bist du todt!" und er klagte und jammerte, zerraufte sich das Haar und zerschlug seine Brust. In sein lautes Jammergeschrei tönten aus dem anstoßenden Gemache, still und leise, aber darum desto rührender, die Klagen eines Weibes. „Zuleima, Zuleima, du Tochter

meines Herzens!" klagte der Alte auf das Neue, „dein Ali, der Freund deiner Jugend, dein Bräutigam, ist getödet. Weh mir, wie werde ich dich trösten können!" Von der Last seines Schmerzens überwältigt, wankte er, ein bedauernswürdiger Anblick, umher, und machte zuletzt seinem Jammer durch gräuliche Flüche und Verwünschungen Luft. „Hund, du Christenhund," rief er und ballte drohend die Fäuste: „du hast ihn getödtet; du mußt sterben, aber nicht wie ein anderer Mörder; jedes Tröpflein Blut, das in deinen Adern fließt, will ich zehnmal vergießen; das Schwert, das mir das Liebste getödtet hat, soll dein falsches Herz durchbohren! die Hand will ich dir abhauen, welche das Blut meines Herzens vergossen hat; jedes Beinlein will ich in dir tausendmal zerbrechen und deinen zermalmten Leichnam an den Galgen hängen, den Vögeln zur Speise." Ich schauderte zusammen bei solch gräßlichen Drohungen, und bat in der Stille Gottes Barmherzigkeit um ein schnelles gnädiges Ende.

Man wollte mich eben fortführen, als Hörnerklänge erschollen. Sarazenen nahten; auf ihren Schultern einen verwundeten Krieger tragend, denselben, den ich im Kampfe besiegt hatte. „Ali, Ali," rief im höchsten Entzücken laut auf der Alte, und drückte den wiedergefundenen Liebling an's Herz; „Ali, du lebst?" Ali reichte ihm still die Hand. Man legte ihn jetzt auf den Divan. Der Alte knieete vor ihn hin und betrachtete ihn mit Blicken voll Liebe und Zärtlichkeit. „Ali," rief er, „ich habe dich wieder? ich hatte geglaubt, du wärest todt; ich hatte nur einen Trost, den, dich rächen zu können an

deinem Mörder, den der Prophet in meine Hand geliefert hat.“ „Wie,“ rief Ali mit matter Stimme und schaute umher, „der fränkische Ritter in deiner Gewalt?“ „Ja,“ erwiederte ich entschlossen; „ich bin der, welcher dich verwundet hat; aber nicht mörderisch, sondern im ehrlichen Kampfe, Mann gegen Mann. Dein Roß hat mich hieher getragen.“ „Es ist so, Hassan,“ bekräftigte der Verwundete, „du mußt ihm das Leben schenken und ihn halten als einen Kriegsgefangenen.“ „Beim Propheten!“ rief Hassan, „er soll leben um deinetwillen; aber stirbst du, mein Sohn, so soll auch er sterben, sterben des schrecklichsten Todes. Wo ist Oglu, mein Arzt, den ich dir mitgab?“ fragte er weiter. „Die Franken haben ihn getödtet,“ war die Antwort. Bei dieser Nachricht zeigte der alte Hassan tiefes Leid. „Weh,“ klagte er, „wer wird dich heilen und dich pflegen! Keiner konnte es so gut, als er. Du armes Kind!“ — „Ich will ihn heilen,“ rief ich hervortretend. Die Heilkunst war mir im Kloster nicht unbekannt geblieben. Ali's Wunde schien mir dem Aussehen nach so gefährlich nicht. „Du, Christ?“ fragte Hassan verwundert; „weißt du auch zu halten, was du versprichst?“ Ali schaute mich freundlich an. „Laß ihn,“ bat er, „er soll mich heilen; er hat mich verwundet.“ „Gut,“ war Hassans Antwort; „dein Wille geschehe. Heilst du ihn, Christ, so soll dir Leben und Freiheit geschenkt seyn; stirbt aber mein Ali, beim Bart des Propheten, so sollst auch du nicht einen Augenblick länger das Sonnenlicht schauen.“ — Sogleich wurden mir die Fesseln abgenommen. Ich untersuchte Ali's Wunde; sie war tief, doch

hatte sie die edlen Theile des Hauptes nicht berührt. „Du hast mich scharf getroffen, Christ,“ sprach der Verwundete. „Ich werde die Wunde heilen, die ich dir geschlagen habe. Sey ruhig, und schone dich!“ Ali lächelte mich freundlich in seinen Schmerzen an.

Die geringen Hilfsmittel, die man in des Sarazenen Schlosse an Arzneien finden konnte, wurden herbeigeschafft und mir übergeben. Voll Eifer unterstützten mich Hassan und seine Hausgenossen, die Alle mit innigster Liebe an ihrem künftigen Gebieter hingen. Mehr noch als Alles erleichterte meine Mühe und Sorge Ali's Sanftmuth und Standhaftigkeit. Geduldig litt er die Schmerzen und die Entbehrungen, die ihm ein heftiges Wundfieber auferlegte. Wie sehr rührte mich diese Ergebung, dieser Muth im Leiden, der mir in Ali die Frucht eines gottesfürchtigen Gemüthes zu seyn schien. Das Wundfieber verließ den Kranken bald; aber die Kopfwunde heilte nur langsam. Ich wich nicht von Ali's Krankenbette. Er wurde mir täglich lieber. Sein Herz war so rein, so ganz entfernt von der Begierlichkeit und der Sinnenlust der Bewohner dieses Landes; ein tiefes Gefühl sprach sich in allen seinen Reden aus; seine ungeheuchelte Frömmigkeit, die sich im eifrigen Gebete kund that, rührte mich ungemein. Freundlich und dankbar nahm er die Dienstleistungen dessen auf, der ihn so schwer verwundet hatte. Wie oft dachte ich bei mir: „Warum kennt dieß Herz nicht Christum und seine Liebe? Solltest du nicht von Gott hieher geführt seyn, ihn zum Erkenntniß des Heiles zu führen?“ — Allein ich sah wohl, daß hier die höchste Vorsicht und Klugheit nöthig sey; denn

Hassan, seine Tochter Zuleima und Alle des Hauses waren die eifrigsten Anhänger des falschen Propheten, und haßten die Christen; der gewisse Tod wäre mein Loos gewesen, wenn meine Absicht entdeckt worden wäre. —

Ali wurde von Tag zu Tag besser; seine freundlichen Augen leuchteten heller, seine bleichen Wangen begannen sich wieder zu röthen. Hatte ich früher seine Geduld und Ergebung bewundert, so mußte ich mich jetzt über seine lebhafte Wißbegierde erfreuen. Der Gegenstand unserer Gespräche waren meist die Sitten des Abendlandes, seine Ritter, seine Fürsten. Ihm war gar Vieles aus frühern Schilderungen bekannt; auch Hassan hörte uns gerne zu; allein nur selten vermochte er dann Scheltworte und Verwünschungen zu unterdrücken, die ihm seine Abneigung gegen die Christen eingab. Solches Lästern hörte jedoch Ali ungern. War aber der Alte nicht bei uns, so mußte ich dem Kranken von unsrer heiligen Religion und ihrem göttlichen Stifter erzählen. Ich mußte ihm den Glauben und die Hoffnungen der Christen erklären. Das hörte er am liebsten. Wie eifrig horchte er dann zu! Seine Augen hingen an den meinen: über sein Antlitz flog die sanfte Röthe der Begeisterung und seine Brust hob sich höher beim Anhören des göttlichen Wortes. Oft richtete er Fragen an mich, die von einer, für seine Abkunft und Erziehung ungewöhnlichen Kenntniß des Christenthums zeugten und mich in große Verwunderung versetzten. Es war mir oft ein Jammer und Entsetzen gewesen, wenn ich hören mußte, mit welch gräulichen Lästerungen und Verwünschungen diese

blinden Heiden den Sohn Gottes erniedrigten; aber aus Ali's Munde kam nichts solches. Er sprach nur selten, nur dann oft, wann er allein mit mir war, von unserm Erlöser; aber stets dann mit der höchsten Ehrfurcht. Wie freute mich dieses, welche Hoffnungen stiegen in meinem Herzen auf! Ich betete und flehte unablässig zu Gott um Erhörung meines sehnlichsten Wunsches.

Durch Ali's Genesung und seine Anhänglichkeit an mich, war mir auch Hassan's Gunst in einem hohen Grade zu Theil geworden. Freilich fand ich Neider. Vor allen war es Ahmet, der Aufseher der Sklaven, der mir bei jeder Gelegenheit seinen Unmuth und Haß gegen mich zu erkennen gab. Doch hierüber konnte ich mich bei Ali's Freundschaft und Hassan's steigender Gunst leicht beruhigen. „Christ," sprach Hassan eines Tags zu mir, „ich bin mit dir zufrieden; Ali liebt dich und ich will dir wohl. Bleibe bei uns, schwöre deinen Glauben ab und werde Einer von den Unsern; sieh, ich will dich reich machen, und die schönste meiner Sklavinnen dir zum Weibe geben." Mit ängstlichen Blicken schaute Ali auf mich. „Nimmermehr," erwiderte ich entschlossen, „werde ich meinen Heiland verläugnen, der für mich gestorben ist. Hassan, ich habe dein Wort!" „Hassan wird es halten," betheuerte stolz der Sarazene. „Allein weißt du Christ, daß Damiette unser ist, daß euer Heer vernichtet, euer Sultan und seine Edlen Moattams Gefangene sind?" In tiefster Betrübniß und Ueberraschung rang ich stumm die Hände. „Alle Häfen sind in Moattams Gewalt; und wenn ich dich auch frei lasse, wirst du ihm ent=

rinnen? Willst du mit Schande und Verachtung heimkehren? Christ, ich meine es gut mir dir, bleibe bei uns; werde ein Muselman, und der Weg zur Ehre und zum Reichthum ist dir geöffnet. Du, Ali, rede ihm zu, wenn du anders als Freund ihn liebst." Mit diesen Worten entfernte sich der alte Hassan.

Ali schaute mich mit seltsamen, ängstlichen Blicken an. „Eustach!" rief er, „könntest du mir zu Liebe deinen Glauben ändern?" „Nein, Ali," antwortete ich, „nein, das verlangst du nicht; mein Leben für dich, du gutes Herz; doch nimmer werde ich Den verrathen, der am Kreuze für mich gestorben ist." — „Und wenn du leiden und sterben müßtest, Eustach?" — „Auch dann nicht; mein Glaube, meine Liebe zu Christo scheut nicht Qualen, fürchtet nicht den Tod." „So willst du mich verlassen?" fragte Ali jetzt mit rührender Stimme. „Ali! ich werde dorthingehen," war meine Antwort, „wo ich als Christ leben, als Christ sterben darf. Doch ewig werd' ich dein gedenken." Da lächelte Ali mitten unter Thränen, schlang seine Arme um mich, und drückte mich an sein Herz. „Eustach, Eustach!" sprach er, „ich wußte es ja, du wirst deinen Glauben nicht verlassen; es kann ja gar nicht möglich seyn, einem so schönen, so herrlichen Glauben untreu zu werden." — „Ali, Ali," rief ich in höchster Freude, „so sprichst du? Warum machst du deinen Glauben nicht zu den meinen? O eile, eile, Christum in dein Herz zu nehmen." — „Sey ruhig, sey vorsichtig," flüsterte dieser; „die Wände haben Ohren, du wirst Alles erfahren."

Hassan trat ein. „Nun, Christ,“ begann er, „hat dich Ali bekehrt?“ — „Nein, Hassan,“ sprach ich, „Ali ist edelmüthiger, als du; er will mir meinen Glauben nicht nehmen. Du müßtest mich ja selbst verachten, wenn ich an meinem Herrn meineidig würde.“ — „So gehe denn,“ zürnte jetzt der Alte, „so gehe denn zu, und stoß dein Glück mit Füßen; ja, ich weiß es zu meinem Leidwesen, daß Ali euch Christenhunde lieber hat, als es einem ächten Muselmann geziemt. Das hat er von seinem Vater, den die Hunde dafür aus Dankbarkeit erschlugen.“ Ali schaute mit flehenden Blicken auf den zürnenden Hassan. „Sey ruhig,“ sprach jetzt der Alte, durch Ali's stille Bitten besänftigt; „laß den Undankbaren ziehen; Zuleima kann dir Alles ersetzen.“ Ali war Hassans Neffe; sein Vater war — ungewiß, ob von plündernden Räubern oder von streifenden Christen — erschlagen, sein Landhaus angezündet worden, nur mit Lebensgefahr hatte man den kleinen Ali gerettet und zu seinem Oheim Hassan gebracht. Hassan, damals noch kinderlos, zog ihn voll Liebe auf, als seinen Sohn, als den Erben seiner großen Reichthümer. Als ihm später Zuleima geboren wurde, änderte dieß nichts in seinem Plane; er wollte beide Kinder, sobald sie mannbar geworden, mit einander verehlichen und in ihrem Schooße das Ende seiner Tage erwarten. Die Zeit der Vermählung war schon festgesetzt, als Ludwigs, des Königs von Frankreich, Einfall in Aegypten einen nothwendigen Aufschub herbeiführte. Hassan mußte auf Moattams Befehl Ali mit seiner streitbaren Mannschaft zum Heere der Sarazenen

senden; dort war es, wo uns die anbetungswürdige Vorsehung zusammenführte, dort war es, wo ich Ali verwundete, aber auch durch Gottes Gnade wiederum heilte.

Ali's Gesundheit war jetzt vollkommen hergestellt, und seiner Vermählung mit Zuleima stand kein Hinderniß im Wege. Zuleima galt für die schönste und reichste Emirentochter der Wüste; sie war mit Ali der Stolz und die Liebe des alten Hassan's. Die strenge Sitte des Morgenlandes, die zu verletzen gefährlich gewesen wäre, gestattete mir nicht, sie zu sehen. Ich sah sie nur einmal in jener Nacht des Schreckens und des Elends, die nie meinem Gedächtniß entschwinden wird. Mit allem Eifer betrieb der alte Hassan die Erfüllung seines längst genährten Wunsches. Die prachtvollsten Zurüstungen zur Hochzeit wurden getroffen. Freude und Jubel herrschten überall — nur Einer blieb still, und wurde immer trübsinniger, je näher der Tag der Vermählung heranrückte, und dieß war — Ali.

Ali's Betragen war mir unerklärbar. In seinem Innern war eine große Veränderung eingetreten. Sichtbar wurde mir bald, daß in seinem Herzen ein großer Kampf tobte, den er aber sorgsam zu verbergen suchte. Was mußte das seyn? Körperliche Krankheit konnte es nicht seyn; denn seine Wunde war geheilt und er selber läugnete jedes körperliche Uebelbefinden. Auch Abneigung gegen Zuleima konnte man nicht für die Ursache seiner Schwermuth halten; denn sie waren ja mit einander in treuer Freundschaft aufgewachsen, und Ali's und der andern Hausgenossen übereinstimmende Aussagen ließen

mir keinen Zweifel an ihrer gegenseitigen Zuneigung. Und dennoch nahm Ali's Trübsinn von Tag zu Tag zu; er suchte Einsamkeit und Stille; ich sah es, wie er oft sein frommes Auge zum Himmel wandte, und um Stärke zu flehen schien; ich fand ihn oft auf den Knieen liegend, in eifriges Gebet versunken. Das Alles mußte mir freilich auffallen; Ali suchte sich wohl bei dem besorgten Hassan zu entschuldigen, und ihn zu trösten. Doch dieser schüttelte bedenklich den Kopf und wollte seinen Versicherungen nicht glauben. Als ich ihn bat, mir seinen Kummer zu entdecken, warf er sich weinend an meine Brust. „Eustach," rief er, „dir habe ich Alles vertraut; du wirst auch dieß noch erfahren; lasse mich ruhig, bis ich ausgestritten habe, bete du für mich, daß der Sieg mein bleibe." Da durchzuckte eine Ahnung mein Herz; hell und freudig sah ich Alles werden, was mir zuvor trübe und dunkel gewesen war.

Bald darauf ward Ali ruhiger, er schien ausgekämpft, und seinen Entschluß mit Festigkeit gefaßt zu haben. Er sprach jetzt seltener mit mir; doch wenn sein Auge auf das meine traf, so schaute es mich an mit jenem Ausdruck der Freude, der einen schmerzlich errungenen Sieg verkündigte. An Hassan hing er jetzt mit verdoppelter Liebe und mit einer Zärtlichkeit, die das rauhe Herz des Alten oft bis zu Thränen rührte. Allein mitten durch die Blicke der Liebe, die Ali so oft auf den Alten heftete, brachen dann düstere Strahlen von Betrübniß und schmerzlichem Leid, die meinem Gefühle so seltsam, so unheimlich vorkamen. Doch Hassan be-

merkte dieß nicht. „Ali, Ali, mein Sohn," rief er einst in der Freude seines Herzens, „wie glücklich wird Zuleima mit dir seyn! Ja, meine Kinder werden mich glücklich machen." — Da zuckte Ali zusammen, und wandte im tiefsten Schmerz sein Auge zum Himmel. „Ja, mein Sohn, Allah wird dich segnen, denn du warst ein gutes Kind." — „Hassan, Hassan," rief Ali und verbarg mühsam seine hervorbrechenden Thränen, „du wirst deinem Sohne noch vieles verzeihen müssen." — „Ali, mein demüthiger Ali," sprach gerührt der Alte, „du warst stets meine Freude, empfange den Segen des Vaters," und segnend legte er seine Hände auf dessen Haupt. Ali beugte sich vor ihm tief, stumm, voll tiefen Leids. „Ali, du hast sonst so gerne gejagt," begann Hassan nach einer langen Pause, „willst du nimmer mit deinem Pfeile die flüchtige Gazelle verfolgen? Im Freien wird es dir leichter werden." — „Ja, Hassan, ich will es morgen, Eustach wird mich begleiten." „Gerne, mein Ali," war meine Antwort. Wir blieben länger bei einander, als gewöhnlich, der alte Hassan kam auf seinen Lieblingsgegenstand, auf das Fest der Vermählung zu sprechen, das mit großer Pracht gefeiert werden sollte. Er zählte die Gäste auf, die das Fest verherrlichen sollten, er beschrieb den Glanz derselben, die Pracht der Kleidungen, der Geschenke, der Gemächer, die für das junge Paar eingerichtet werden sollten. In seinem Eifer merkte er nicht, daß Ali bleich und stumm da saß; seine Brust hob sich, wie von Schmerz und Angst beklommen, sein Auge schaute trübe und kummervoll auf Hassan's Antlitz, das

die Freude und der Eifer geröthet hatte. Hassan mahnte freundlich zum Aufbruch, auf daß wir Morgens in aller Frühe die Jagd beginnen könnten. Ali nahm in inniger Rührung von dem Alten Abschied. „Ruhe sanft im Schutz des Propheten," rief Hassan. Ali dankte. Schon auf der Schwelle stehend, wandte er sich noch einmal zu Hassan. „Hassan," rief er, möchtest du mich immer lieben, du mein Vater und Wohlthäter!" „Ali," betheuerte dieser, „meine Liebe zu dir dauert ewig." — Ali schwankte fort. Das Dunkel des Ganges verbarg seine Thränen, doch sein leises Schluchzen konnte ich wohl hören. —

Mitten in der Nacht weckte mich Ali. „Erhebe dich, Eustach!" sprach er leise und feierlich, „die Zeit ist kostbar und der Weg ist weit." Verwundert folgte ich ihm in den Garten hinab, wo schon die Jagdpferde gesattelt standen. Der Mond ging auf und warf sein Silberlicht auf Ali's Antlitz, in dem sich eine ruhige, doch schmerzliche Ergebenheit spiegelte. Festen Blickes schaute er lange nach den Gemächern, wo Hassan und Zuleima ruhten. „Wie sanft sie ruhen," sprach er leise, „wie traurig wird ihr Erwachen seyn!" Rasch schwang er sich auf sein Roß, und winkte mir, ihm zu folgen. Ich sah Alles, doch wußte ich nicht, was es zu bedeuten hätte. Wir ritten lange fort; Ali war in tiefes Schweigen versunken, aus dem ihn meine Fragen nicht erwecken konnten. Durch langes, dichtes Waldgebüsch führte unser Weg; die Thiere des Waldes sprangen auf; doch keines verwundete unsre Hand. Jetzt stieg Ali plötzlich vom Pferde und band

es an einen Baum. „Eustach,“ rief er, „thue dasselbe, wir müssen jetzt zu Fuß gehen.“ — „Ali,“ fragte ich, „soll das eine Jagd seyn?“ — „Ja, Eustach,“ erwiderte Ali, „folge mir, du sollst eine Beute finden, die deine Erwartung übertreffen wird.“ Ich folgte ihm stille; er führte mich über viele Berge in ein kleines, tief bewachsenes Thal. Ali drückte an ein Steinlein, das aus der Wand eines Felsens hervorragte, und sieh, ein Thürlein sprang auf. Neugierig und verwundert folgte ich meinem Freunde durch das schmale Gänglein in ein helles, kleines Gemach. Wer aber mag mein Erstaunen schildern, als ich darin einen kleinen Altar mit dem Bilde des Gekreuzigten sah, an dessen Stufen sich ein schwarzer Sarg lehnte?

Mit den Blicken des größten Staunens schaute ich auf Ali. „Eustach, Eustach,“ rief dieser, „ahnest du denn nichts? Ich bin ein Christ!“ — Wie wurde mir, als ich jene Botschaft vernahm, für die ich gerne das Blut meines Herzens gegeben hätte! In sprachlosem Entzücken umschlang ich Ali, der mich an sein Herz drückte und an die Stufen des Altares niederzog. In brünstiger Andacht versunken, beteten wir dort im Gefühl unsers Glückes, Christenbrüder zu seyn. Ali erhob sich, küßte das Crucifix und bot es mir zum Kusse dar. Als die erste Gluth der Andacht, des Dankes und der Freude vorüber war, strömten die Fragen in Menge über meine Lippen. „Höre Alles, mein Eustach,“ sprach jetzt Ali, und setzte sich an meine Seite:

„Eustach, du mein herzlieber Freund, du wirst dich wohl öfters gewundert haben, woher ich jene

Kenntniß des christlichen Glaubens hatte, die ich durch deinen Unterricht immer mehr zu erhöhen suchte. Erfahre denn, wie ich zu meinem Glauben und durch ihn zu meinem Glücke gekommen bin. Mein Vater, den Gott mein Erlöser begnadigen wolle, liebte die Christen ihrer Tapferkeit halber, und sprach stets in ehrenden Ausdrücken von ihnen. Hassan aber, sein Bruder, mein Oheim, haßte die Christen auf das Bitterste und versäumte keine Gelegenheit, ihnen wehe zu thun. Es wird bald zehn Jahre, als mein Vater, der einen ausgebreiteten Handel mit Seidenwaaren trieb, mich auf seiner Reise nach Damaskus mit sich nahm. Etwa zwei Tagereisen von der Stadt lagerte sich der Vater mit seinen Gefährten, die Kameele zu tränken. Ich benützte diese Zeit, um mit meinem Bogen kleine Vögel zu erlegen, und entfernte mich dabei immer mehr und mehr von den Gefährten. Ich kam zu zwei Palmen, unter deren Schatten zwei Männer ruhten, deren Kleidung und Waffen mir bald die hochberühmten Ritter des Tempels verriethen. Mit der Unbefangenheit und der Sorglosigkeit der Kindheit nahte ich mich ihnen und bat sie, mich mit einem Trunke zu erquicken, da mich die Hitze und das Laufen sehr ermüdet hatten. Freundlich setzten mir die Ritter Wein und Speisen vor, und ergötzten sich an den Fragen und Antworten des heitern, unbefangenen Knaben. „„Wie wäre es,““ sagte der Eine leise zu dem Andern: „„Ulrich, wenn wir das Knäblein mit uns nähmen, und es in unserm Glauben erzögen?““ — „„Christoph,““ erwiderte der Andere und zwar der Aeltere, „„bedenke, es herrscht zwischen uns und den Ungläubigen Waffenstillstand;

wir würden ihn dadurch brechen."" — ""Hätte ich nur ein Tröpflein Wasser, so würde ich ihn taufen und zum Heile führen, statt daß er elend in seiner Finsterniß zu Grunde geht."" — ""Christoph,"" sprach der Andere, ""du kennst das Verbot der Kirche, Kinder ohne den Willen der Eltern zu taufen; will Gott den Knaben zum Christen machen, so kann er es auch ohne uns."" — Ich hatte ihre Rede, so leise sie auch sprachen, wohl verstanden. Denn mein Vater war der fränkischen Sprache kundig; er handelte viel mit ihnen, und nähm mich auf allen Reisen mit, auf daß auch ich bei Zeiten die Sitten und Sprachen der Fremden kennen lernte. — ""Doch Eines,"" fuhr jetzt der Aeltere fort, ""Eines können wir thun, Christoph,"" und er band von der Halskette ein Kreuzlein los und gab es mir; freudig betrachtete ich das schimmernde Kreuzlein. ""Gefällt es dir?"" fragte mich jetzt der Ritter. "Ja," erwiderte ich, und dankte fröhlich. ""So halte es ja in Ehren, gieb es Niemanden und bete oft zu ihm."" — Ich versprach es aus ganzem Herzen.

Jetzt hörte man das Traben mehrerer Pferde, es war mein Vater, der, geängstigt durch meine Abwesenheit, mit seinen Dienern mich aufgesucht und meine Spur gefunden hatte. Da bezeichnete mich der alte Ritter mit dem Zeichen des Kreuzes, schwang sich rasch auf sein Roß und sprengte mit seinem Begleiter davon, mich nochmals freundlich grüßend. ""Auf Wiedersehen, ihr gute Herren,"" rief ich ihnen dankend nach. Ich zeigte meinem Vater, der mich verdienter Weise ausschalt, jubelnd das glänzende Kreuzlein. Er schüttelte unmuthig den Kopf, ohne

es mir jedoch zu nehmen, obgleich gar Viele in ihn drangen, mir dieß falsche, verführerische Zeichen abzunehmen. Allein die strengen Muselmänner witterten bald Gefahr und Unheil für sich und die ganze Caravane, und nahmen Aergerniß und Unwillen an dem Kreuzlein und der Freude des Knaben. So mußte es mir der Vater nehmen, wollte er nicht für einen heimlichen Christen gehalten werden, wofür ihn so gar Viele, wiewohl mit Unrecht hielten. — Mein Klagen und Jammern hatte kein Ende; kein, auch noch so glänzendes und schönes, Spielwerk konnte mir das Kreuzlein ersetzen; ich drang so lange mit Bitten und Thränen in den Vater, bis er mir es zurückgab; er befahl mir jedoch, es Niemanden sehen zu lassen, sonst würde es verbrannt werden. Ich befolgte seinen Befehl und verbarg das Kreuzlein, so schwer es mich auch ankam. Der Vater besuchte bald darauf seinen Bruder Hassan, der die Erbin eines reichen Emirs geheirathet hatte. Die natürliche Rauheit seines Gemüthes hatte sich gemildert; doch sein Haß gegen die Christen war der alte geblieben. Er entriß das Kreuzlein meinen Händen, als ich es mit der Freude der Jugend ihm wies, trat es in seiner Wuth mit Füßen, daß es ganz krumm gebogen wurde. Nur mit größter Mühe konnte ich mein Kreuzlein seiner Wuth entreißen. Ich hatte genug zu thun, meinem Kreuzlein die alte schöne Form zurück zu geben; ich hütete mich wohl, es wieder dem zornigen Hassan zu zeigen, und trug es von nun an einer Schnur an der Brust.“ —

„Mein Vater hatte, um seinen ausgedehnten Handel besser betreiben zu können, an der Grenze

Syriens ein Landhaus erbaut, das der Reichthümer und Schätze viele in sich schloß. In diesem Hause wurden wir einmal des Nachts von Räubern überfallen; nach blutigem Kampfe wurden sie zurückgeschlagen; allein mein Vater war unter den Todten; ich hatte seinen Segen nimmer empfangen können." Ali hielt hier schmerzvoll inne. —

„Das Haus brannte; kaum konnte ich gerettet werden. Man brachte mich zu Hassan, der mich gütig aufnahm, und mein zweiter Vater zu werden versprach. Er hat es gehalten, — Gott der Herr segne ihn dafür." —

„Hassan erzog mich nach seiner Weise. Der Soldat galt ihm Alles; er suchte mich zum Krieger, zum Kämpfer für den Propheten zu bilden, dessen Sache in dieser Zeit von den Christen so sehr bedroht war. So begeistert sein Eifer für den Propheten war, so bitter und unversöhnlich war sein Haß gegen die Christen. Auch mir suchte er diesen Haß einzuflößen; allein ich konnte die Christen nicht hassen; es war meinem Herzen nicht möglich, diejenigen zu hassen, die Heimath, Vater und Mutter, Weib und Kind verließen, um die Stätte zu erkämpfen, an der ihr Herr geblutet. Mir kam dieß so edel und natürlich vor; ich hörte von den Wundern ihrer Tapferkeit; ich mußte die Christen ehren. Das durfte ich freilich dem alten Hassan nicht gestehen, auch seiner Tochter Zuleima nicht, deren von Natur aus leidenschaftliches Gemüth vom Vater mit aller Macht zum Christenhaß getrieben wurde."

„Sorgsam hatte ich mein Kreuzlein vor jedem fremden Auge gehütet. Dennoch sollte ich es ver-

lieren. In dem Arme des Nils, der vor unserm Schlosse vorbeifließt, pflegte ich mich gar oft zu baden. Hassan überraschte mich einstens. Wie kann ich dir seine Wuth schildern, als er das ihm so verhaßte Kreuzlein erblickte? Mit flammenden Augen trat er auf mich hin, und riß mich aus dem Fluß. „„Ali, Ali, schrie er; wehe dir, wenn du mich betrügen willst! das Kreuz da hast du zum Letztenmal gesehen!““ Er nahm es und warf es weit in den reißenden Strom. „„Ali,““ fuhr er fort, „„ich schwöre es dir beim Bart des Propheten: eher will ich dich mit eigenen Händen umbringen, als dich als schändlichen Christen sehen; Eblis möge mir mein Gebein mit glühenden Messern zerschneiden, wenn ich es nicht also halten will!““ Ströme von Lästerungen und Verwünschungen gegen Christus und seine Bekenner flossen über seine Lippen, daß ich zitterte und schauderte. Lange noch mußte ich von ihm Drohungen und Vorwürfe hören.“ —

„Eustach, du kannst nicht glauben, wie weh mir der Verlust des Kreuzleins that; es war mir so lieb und theuer geworden; ich konnte es mir selbst nicht erklären, warum. Liebte ich es vielleicht wegen des Verbotes oder des Kampfes und der Schmerzen willen, die ich seinethalben erdulden mußte? Oder machte es mir das Andenken an jene Ritter, die mich unter den Palmen so freundlich gespeist hatten, so lieb? Oder war es endlich die göttliche Liebe, die sich meiner erbarmte, und mich durch dieß himmlische Zeichen aus der Finsterniß zum Lichte führen wollte? Eustach, ich weiß es nicht; aber sein Verlust schmerzte mich mehr von Tag zu Tag; des Nachts

sah ich es in Träumen wunderherrlich glänzen. Zweimal wagte ich mich mit Lebensgefahr in die Tiefe des Stromes hinab, wo das Kreuzlein liegen sollte; vergebens, ich fand es nicht. Bald darauf trat die gewöhnliche Ueberschwemmung des Nils ein, die alle meine Versuche und Hoffnungen vereitelte." —

„Eustach, ich konnte aber das Kreuzlein nicht aus dem Sinne, nicht aus dem Herzen bringen; mit unerklärbarer Sehnsucht hing ich daran; ich fühlte, daß mir mit dem Kreuzlein Alles fehlte. Ich wurde täglich trübsinniger, aller Arbeit, aller Freude, aller Gesellschaft überdrüssig. Hassan und Zuleima, denen ich freilich mein Herz nicht aufschließen durfte, betrübten sich sehr darüber. Sie suchten mich auf alle Weise aufzuheitern. Da alle ihre Mühe vergebens war, beschloß Hassan, mich zu seinem Freunde Mustapha zu senden, der unweit Cairo ein großes Landgut hatte, und den Ruf großer Frömmigkeit und Gelehrtheit besaß."

„Mustapha's Landgut lag in der schönsten anmuthigsten Gegend; er selber war liebevoll gegen Jedermann, doch auch er haßte die Christen, wie mein Oheim Hassan. Er schrieb meinen Trübsinn den Einwirkungen eines bösen Geistes zu, und suchte ihn durch Räucherungen, durch Sprüche und Amulette zu vertreiben, trotz meinen Betheuerungen, es sey dem nicht so." —

„Um mich zu zerstreuen, hatte er mir ein Gärtlein angewiesen, das ich mit eigener Hand bebauen mußte. Ich that es gerne; es war das Einzige, was mir noch einigermaßen Freude machte. Urtheile aber von meinem Jubel, Eustach, als ich beim

Auflockern der Erde mein Kreuzlein wieder fand! Meine Freude kannte keine Grenzen; ich küßte es, und mit Thränen drückte ich das wiedergefundene Kleinod an mein Herz. Beim ersten Anschein konnte ich mir das Wiederfinden wohl erklären. Du weißt, Eustach, wie der Fluß jährlich, von Regengüssen angeschwellt, aus seinem Ufer tritt, und mit seinem Schlamme weithin das Land fruchtbar macht; so mußte auch mein Kreuz mit dem Schlamme des Flusses hieher geschwemmt worden seyn. Allein, warum gerade an diese Stelle? warum war es gerade ich, der es finden mußte? Das konnte ich für keinen Zufall halten; es mußte das Werk der Gottheit seyn; der Gott der Mahomedaner konnte es mir nicht gegeben haben, dachte ich; er haßt und verabscheut ja, wie Hassan und Alle sagen, die Christen und das Kreuz; es muß also der Gott der Christen gewesen, der dir das verlorene Kreuz wieder geschenkt hat. Ich warf mich auf die Kniee nieder und dankte mit Inbrunst dem Gott der Christen, und bat Ihn, mich und mein Kreuzlein zu beschirmen. Ich sage dir, Eustach, nie hatte mich ein Gebet mehr erquickt und getröstet, als dieses." —

„Mustapha erstaunte nicht wenig über meine plötzliche Veränderung und eilte, Hassan davon zu benachrichtigen. Mein Oheim kam bald und dankte innigst dem alten Mustapha, der sich auf seine Kunst, die Geister zu bannen, nicht wenig zu Gute that. Wir kehrten schnell zu Zuleima zurück, die mit großer Freude ihren Gespielen begrüßte." —

„Ich hatte jetzt mein Kreuzlein wieder! du kannst denken, mit welcher Vorsicht ich es bewahrte. Wenn

ich betete, so mußte es vor meinen Augen seyn; ich betete so leicht und so süß; es schien, als könne nur sein Anblick mir die wahre Andacht verleihen. — Ich hatte das sechszehnte Jahr zurückgelegt; mein Verstand begann zu höherer Erkenntniß, mein Herz zu heißern Gefühlen zu reifen. Ich begann jetzt mehr als sonst, darüber nachzudenken, warum ich denn an diesem Kreuzlein mit solcher Liebe, mit solcher Sehnsucht hinge. Warum lieben es denn die Christen, warum sterben sie denn dafür? fragte ich mich öfters. Ich hatte gehört, daß ihr Prophet, den sie als Gott verehrten, an's Kreuz genagelt, und den Tod eines Missethäters gestorben sey. Das schien mir unbegreiflich, ja widersinnig. Ich suchte mir Aufklärung zu verschaffen; allein wer sollte sie mir geben? Getraute ich mich doch kaum zu fragen. Hassan, der Erfahrenste, beantwortete die leisesten Fragen und Anspielungen mit zornigen Blicken, wilden Lästerungen und Ermahnungen, die Christen zu hassen. Das that mir weh; ich fragte den blinden Hassan nimmer, verbarg das Kreuz und die Sehnsucht nach Aufklärung, und erwartete von der Barmherzigkeit der Vorsehung weitern Aufschluß."

„Da wurde Hassan an des Sultans Hof gerufen. Seine Abwesenheit gab mir Gelegenheit, meine Lieblingsneigung, die Jagd, ungestört zu befriedigen; denn mein Oheim, der in Allem über mich wachte, hatte mir immer lästige, übertrieben sorgsame Wächter mitgegeben. Mir aber war nur dann im Freien wohl, wenn ich ungehindert mich ganz und gar nach Willkühr der heitern Lust überlassen konnte. So zog ich denn einstmals in aller Frühe in die

Berge, um zu jagen. Ich kletterte im kecken Jugendmuthe an die Spitze der Berge hinan, und mehr, als ein Thier, hatte mein Pfeil schon erlegt. Da verschwand das trübe Zwielicht der Dämmerung; die Sonne ging auf und beleuchtete die Wipfel der Bäume. Mit beklommenem Herzen sah ich, daß ich in jenes Thal gerathen war, welches das Geisterthal hieß, und von allen Sarazenen geflohen wurde. Ich empfand keine Furcht, allein ich erinnerte mich auf einmal, daß ich mein Morgengebet vergessen hatte. Ich knieete eilends nieder, zog das Kreuzlein hervor, um durch seinen Anblick meine Andacht zu beleben. Doch, war es eine unrechte Bewegung von meiner Seite, oder die Gewalt des eben anstürmenden Windes, das Kreuzlein entsank meiner Hand, und fiel in die Tiefe hinab."

„Das hat Allah und sein Prophet gethan, sagte ich zu mir selber, sie können das Kreuz nicht leiden. O du guter Christengott, laß mich es wieder finden! Ich stieg hinab und suchte. Und sieh, ich sah es glänzen in der Spalte eines Felsens, zu der aber der Zugang äußerst gefährlich war. Ich hätte Alles gewagt, um es wieder zu erlangen; ich stieg tiefer, und meine Hand faßte das Kleinod; da glitschte mein Fuß aus, ich stürzte bewußtlos in die jähe Tiefe hinab." —

„Als ich erwachte, fand ich mich in einem hellen Felsengemach auf einem reinlichen Moosbette liegend. Ein ehrwürdiger Greis knieete vor mir, und wusch mir eifrig Kopf und Brust mit frischem Wasser. „„Wo bin ich?"" fragte ich. „„In guten Händen,"" erwiederte sanft der Greis, „„du Armer!"" „„Wo ist

mein Kreuz?"" Der Alte schaute mich verwundert an. „„Ich sah keines bei dir."" Jetzt erinnerte ich mich, daß ich es fest mit meiner Hand umklammert hatte. So war es. Noch hielt ich es, krampfhaft umschlungen, in meiner Rechten. Ich zeigte dem Greise das Kreuzlein. Erstaunt betrachtete es der Alte. „„Wie kommst du, Sarazenenjüngling, zu dem Kreuze?"" fragte gespannt der Greis. Seine edlen, wohlwollenden Züge, die mir so bekannt schienen, hatten ihm mein ganzes Zutrauen gewonnen. „„Mir gab es bei Damaskus ein Tempelritter vor acht Jahren"" — war meine Antwort. Wiederum betrachtete es, und noch sorgsamer, der Greis. „„Ja, rief er plötzlich, und seine Augen glänzten, ich kenne dieß Kreuz! ich gab es dir in dem Schatten der Palmen; du bist Ali."" „„Und du Ulrich,"" sprach ich freudig. „„Ali, Ali, so treu hast du das Kreuzlein bewahrt?"" „„Es war mir bald das Liebste"" — betheuerte ich eifrig. „„Ali,"" begann Ulrich nachdenkend, „„der Herr muß Großes mit dir vorhaben; Er hat so wunderbar uns zusammengeführt."" Ich wollte weiter reden. „„Schone dich, mein Lieber,"" mahnte der Greis, „„der Fall hat die Nerven des Hauptes angegriffen; du brauchst Ruhe."" Er reichte mir einen Trank, der mich sehr erquickte, und zum Schlummern brachte." —

„Als ich erwachte, stand der Greis vor mir, und lächelte mich freundlich an. „„Wie befindest du dich?"" fragte er. „„Ganz wohl, Ulrich, Dank sey deiner Güte, sage mir aber, wie kommst du hieher?"" Der Greis erzählte mir, daß er von den Sarazenen gefangen worden sey; er sey ihnen entronnen, und

habe sich hieher geflüchtet, wo er Sicherheit und die längst gewünschte Ruhe gefunden hätte; zu alt und zu schwach sey er, um die gefahrvolle Flucht durch fremdes, aufrührerisches Land zu wagen; hier wolle er bleiben, bis der Herr seine Seele abrufe. Auch ich erzählte ihm mein Schicksal von dem Tage an, wo wir uns das Erstemal sahen. Der Greis hob voll Verwunderung, dankend sein Auge zum Himmel. „„Ali,““ begann er, „„wenn du das Kreuz so lieb hast, liebst du auch wohl Den, der darauf für uns gestorben ist?““ — „„Ulrich,““ versicherte ich, „„das Kreuz habe ich recht lieb, weiß ich auch nicht, warum; allein, wie soll ich Den lieben, welchen ich nicht kenne, und von Dem ich mehr Schlimmes als Gutes gehört habe?““ — „„Setze dich, mein Ali,““ begann der Greis mit mildem Ernst; „„fühlst du dich aufgelegt, mir aufmerksam zuzuhören?““ — „„Ja, betheuerte ich; ich bitte dich, erzähle du mir die Wahrheit von Christus, Den ich so gerne kennen lernen möchte.““ — Jetzt begann Ulrich mit leuchtenden Augen von dem Sohne Gottes zu erzählen, der Mensch geworden, gelitten und gestorben am Kreuze für unser Heil, und durch seinen Tod uns das Leben gegeben hat. Eustach, wie wurde mir da! Ich kann es nicht dir, kann es nicht einem Menschen sagen; ich weinte bitterlich. „„Ulrich,““ rief ich, „„ist es aber auch wahr, ist es möglich, daß die Gottheit uns elende Geschöpfe so lieben konnte, daß sie selber den einzigen Sohn in Leiden und Tod für uns Würmer gesendet hat?““ — „„Ali,““ betheuerte Ulrich, „„du darfst es glauben; es ist Wahrheit!““ „„O wie ganz anders ist Christus,““ fuhr ich begeistert fort, „„als

Mahomet! Christus vergoß Sein Blut für die Menschen, während Mahomet das Blut unzähliger Menschen verspritzte, um Herr von Mekka und Medina zu werden. Ulrich! wenn der Herr für Alle gestorben ist, ist Er auch für mich gestorben, wird Er auch mich als Sein Kind aufnehmen?"" — „„Zweifle nicht, Ali,"" tröstete Ulrich; „„Sein Blut ist für Alle, ist auch für dich geflossen; auch du sollst Antheil nehmen an Seinem Reiche, an Seiner Herrlichkeit."" — „„Ulrich,"" fragte ich entzückt, „„sage mir, was muß ich thun, um Ihm zu danken, um Ihm zu gefallen?"" — „„Du sollst an Ihn glauben, Ihn lieben, und durch die Taufe zu Seinem Kind gemacht werden."" — „„Ulrich, ich bitte, rief ich jubelnd, mache mich zu Seinem Kinde, lehre mich den liebsten Herrn recht erkennen; Sein will ich werden und bleiben, ich sage mich los von jenem Mahomet, den ich wohl fürchten, allein nie lieben konnte."" — Ulrich drückte mich in tiefer freudiger Rührung an sein Herz. „„Ali, sprach er, für heute ist es genug; du hast noch weit zu gehen: dein Ausbleiben möchte Sorge machen; besuche mich bald wieder; besuche mich, so oft du kannst, wenn du Christum kennen und lieben lernen willst."" —

„Mit welchen Gefühlen schied ich von ihm! Ich kam bald wieder, um jene Lehre zu hören, welche meinem Herzen den Himmel aufthat. Der greise Ulrich liebte mich, wie sein Kind, ich ihn wie meinen größten Wohlthäter, meinen Vater. Aber, ach, es waren kaum drei Monate verflossen, als er krank, todtkrank wurde. „„Ali,"" sagte er einstens zu mir, ich fühle, daß der Herr mich abrufen will von der

Welt; ehevor aber will ich dir den größten Schatz des Herrn spenden. Kniee dich nieder! Ich knieete mich hin, und er goß das Wasser der Gnade über mein Haupt im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit. „Steh auf, Innocenz! gebot er; Innocenz sollst du von nun an heißen; denn rein und unschuldig ist dein Herz!" Und er drückte mich tief bewegt an seine Brust; er weinte, und unsere Thränen mischten sich." — Innocenz hielt jetzt gerührt inne.

„Als ich ihn des andern Tages besuchte — fuhr sodann Ali-Innocenz weiter fort — fand ich ihn dem Tode nahe. „„Innocenz,"" sprach er leise; „„ich bin nicht verlassen; ich werde den Trost haben, daß du mir die Augen zudrückest. Innocenz, halte treu, was du dem Herrn versprochen hast; Verfolgungen werden über dich hereinbrechen, und Qualen dich ängstigen; dann denke, wie der Herr für dich gelitten, für dich gestorben ist; denke, daß der Herr dir Alles vergelten kann."" — Weinend beugte ich mich über den Sterbenden; mit verklärten Augen schaute er auf das Bild Christi, mit den Blicken der reinsten Zärtlichkeit zum letzten Gruße auf mich — und seine Seele war bei Gott." — Hier erhob sich Innocenz, trat zu dem schwarzverhüllten Sarg, und öffnete ihn. „Sieh, Eustach, rief er, sieh, betrachte das Antlitz dessen, der mich zum Christen gemacht!" — Ein bleiches Greisen-Antlitz mit dem sanften engelmilden Ausdruck frommer Güte bot sich meinen gerührten Blicken dar. Eine Thräne floß aus Innocenz Auge; er deckte den Sarg wieder zu, und setzte sich an meine Seite.

„Ulrich, fuhr er fort, war wohl todt, allein

seine Worte lebten in mir fort: recht oft besuchte ich diese gnadenreiche Stätte, betete an diesem Altar vor dem Bilde des Gekreuzigten, und bat Ihn, mich nicht zu verlassen. Hier erinnerte ich mich an die Lehren meines Freundes, und erneuerte meine Vorsätze. Ich fühlte mich jetzt als Christ so glücklich und selig; nur dieß Einzige that mir weh, daß ich Niemanden hatte, mit dem ich diese Freude hätte theilen können. Ulrich hatte mir gerathen, es Hassan zu verschweigen, und mich nicht nutzlos der Gefahr auszusetzen. Auch Zuleima'n getraute ich mir es nicht zu offenbaren. Ulrich meinte, ich sollte in dem Abendlande mir eine Stätte suchen, wo ich als Christ leben und sterben könnte; doch sollte ich noch einige Jahre zuwarten; vielleicht, daß der Herr eine Aenderung machen würde."

„So vergingen drei Jahre, als Euer Heer bei Damiette landete, und Moattams Macht schlug. Der Sultan bot jetzt die ganze waffenfähige Mannschaft seines Landes auf, und auch ich mußte mich auf Hassan's Geheiß, der mit Freuden in mir einen Streiter des Propheten erblickte, an der Spitze seiner Krieger stellen, und gegen die Christen ziehen."

»Innocenz! fragte ich mit sanftem Vorwurf, konntest du es wirklich über dein Herz bringen, gegen deine Glaubensbrüder zu ziehen?" — „Eustach, erwiederte er, Gott weiß es, wie schwer es mir ankam; allein fechten nicht auch Christen gegen Christen? Moattam war mein Herr, ihm mußte ich gehorchen und kämpfen gegen Euch, die ihr unser Land feindlich anfielet. Wäre es aber das Land gewesen, wo unser Herr gelebt und geblutet hatte, keine

Macht würde mich gezwungen haben, gegen Christen mein Schwert zu zücken." — Ich fühlte, daß mein Freund Recht hatte; stumm drückte ich ihm die Hand. Innocenz fuhr fort:

„Da traf ich auf dich, Eustach; du verwundetest mich; du wolltest auf meinem Rosse entfliehen, und ich holte dich auf der Tragbahre ein. Du gewannest mein Herz, wie ich das deine, Eustach; ich will dich nimmer verlassen. Ich will mit dir in deine Heimath ziehen; sie soll die meine werden; dort will ich als Christ leben und sterben." —

„Innocenz, mein einziger Freund! rief ich jubelnd, und schlang meine Arme um ihn, als wollte ich ihn nimmer lassen, das wolltest du thun? Ja, Innocenz, laß uns fliehen, laß uns auf der Stelle fliehen!" —

„Ja, Eustach, das will ich. Jetzt, oder nimmer!" — Und er erhob sich in tiefer Bewegung und knieete, mich sanft an seine Seite ziehend, am Altare nieder. „Du, Herr und Erlöser, begann er feierlich, ich habe Dir Alles geopfert. Ich habe Hassan, meinen Wohlthäter, und Zuleima, meine Verlobte, verlassen, damit ich Dir dienen kann. O nimm dieß Opfer gnädig auf; sey Du mein Antheil für Zeit und Ewigkeit. Dir übergebe ich mich ganz. Segne die, welche ich Deinethalben verlasse! segne mich und den, welchen Du mir gesandt hast, doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!" — Wie rührte mich diese heldenmüthige Entsagung, die innige Liebe dieses hohen Auserwählten! Mit Ehrfurcht schaute ich auf diesen Jüngling, der, aufgewachsen in der Wüste,

mitten unter Haß und Irrglauben, dennoch so wunderbar zum Glauben und zur Liebe Christi gelangt war!

Innocenz betete fort; seine Züge drückten Ergebung und Entschlossenheit aus. Jetzt erhob er sich und betrachtete lange Ulrichs Leiche. „Eustach, rief er, wohlan denn, im Namen des dreieinigen Gottes, laß uns ziehen; der Herr sey mit uns!" — „Amen!" sprach ich bewegt, und verließ mit ihm die geheimnißvolle Stätte. Wir fanden unsere Rosse an der alten Stelle. Da wandte sich Innocenz noch einmal der Gegend zu, wo Hassan und Zuleima lebten. „Herr, flehte er leise, schütze Du sie, sey ihnen gnädig; gieb Zuleima einen andern Bräutigam, und Hassan einen Andern zum Sohn!" — Wir eilten dem Meere zu, um dort ein Schiff zu finden, das uns nach dem gelobten Lande brächte; dort wollten wir andächtig beten am Grabe des Erlösers, aber dann nach Deutschland ziehen, und dort unser Leben zubringen im Dienste des Herrn. Aber, ach, der Herr fügte es anders. Sein Wille sey gepriesen!

Wir nahten uns schon dem Ufer des Meeres, als plötzlich eine Räuberschaar uns überfiel. Sie übermannte uns leicht; wir wurden ausgeplündert und gefangen fortgeschleppt. Nach wenigen Tagen verkauften sie uns an Sklavenhändler. Diese schleppten uns bis nach Bagdad, wo Hakem, ein reicher Kaufmann, uns von ihnen kaufte. Er war geizig im höchsten Grade, und wir konnten ihm nicht genug arbeiten. Wir wurden jenen Sklaven zugetheilt, welche die Bestellung seines großen Gartens und die Wartung des Viehes über sich hatten. Da gab es der Arbeit in Menge, von Morgens bis Sonnen-

untergang. Sank unsere Rechte ermüdet nieder, so war sogleich die Peitsche des Aufsehers bereit, unsere ermüdete Kraft durch Schläge anzuspornen. Dabei war unsere Kost ärmlich und schlecht, wie des Abends unser Lager; aber am härtesten drückte uns die Rohheit unserer Mitgenossen, die, sämmtlich aus dem niedrigsten Stande, aus allen Gegenden Asiens zusammen gekauft, uns anfeindeten, weil wir nicht zu ihnen hielten, sondern uns von ihrer verdorbenen Gesellschaft absonderten. Es kam über uns ein großes Leid. Und wie ertrug es Innocenz! Er hätte nur Ein Wort aussprechen dürfen, und seine Ketten wären gefallen, und seine Tage voll Lust und Freude gewesen. Keine Klage, nicht der leiseste Ausdruck von Unwillen kam über seine Lippen. Nicht er, eher ich bedurfte des Trostes und der Ermuthigung: „Eustach, sprach er öfters zu mir, der Herr will unsern Glauben, unsere Liebe prüfen. Ulrich hat es mir vorausgesagt, daß Verfolgung und schweres Leiden über mich kommen werden. Laß es uns tragen als Christen zu Ehren des leidenden Heilandes, der uns Alles vergelten kann." Wie rührte mich ein solch fester Glaube, eine so innige Liebe! Abends, wann die Zeit der Ruhe nach der Arbeit nahte, dann nahte auch jene Stunde, auf die wir uns den ganzen mühevollen Tag über gefreut hatten. Wir genossen mit einander — von den übrigen geschieden (es war uns dieß auf unser inständiges Bitten von Hakem erlaubt worden) — unser spärliches Mahl, das die Freundschaft so süß machte. Wir tauschten unsere Gefühle aus, wir erzählten uns, was wir des Tages über erfahren und gedacht hatten; wir ermun-

terten und trösteten uns wechselseitig, wir beteten gemeinsam, und flehten das Erbarmen des Himmels an. Freilich flossen auch oft unsere Thränen, doch waren sie nicht immer die Thränen des Leides, öfters flossen sie aus jenem Gefühl der Erquickung, jener stillen Freude, die Gottes Barmherzigkeit so oft den Leidenden zu Hülfe schickt. So vergingen drei Jahre; wir hatten uns an das Sklavenjoch gewöhnt; die Gnade Gottes und der Trost der Freundschaft erleichterte es uns wunderbar. Auch dieser Trost sollte uns nicht mehr lange bleiben. Hakem starb; in seinen Reichthum theilten sich zwei Erben; da wurden auch wir getheilt; Innocenz mußte nach Balsora ziehen, ich mußte in Bagdad bleiben. Unser Flehen, unser Bitten ward nicht gehört. Wer je von dem scheiden mußte, das seine Liebe, sein Trost, das Glück seines Lebens war, der weiß, was ich empfunden. Wir wurden aus einander gerissen. „Eustach," war Innocenz letztes Wort, „gedenke des Herrn, gedenke mein!"

Mit Innocenz schien die Freude und die Kraft meines Lebens gewichen zu seyn. Man mußte mich oft mit Stockschlägen aus meinem Hinbrüten erwecken und zur Arbeit antreiben. Ich achtete es kaum, wenn ich unter der Peitsche des Aufsehers halb ohnmächtig zu Boden sank; ich nahm ab, ich zehrte sichtlich aus. Bald sah mein Herr, daß dieß nicht Bosheit, nicht Verstellung, sondern eine Krankheit seyn müsse, gegen die Stock und Peitsche nutzlos wären. Um doch noch einigen Gewinn aus mir zu ziehen, eilte er, mich um einen geringen Preis an einen Sklavenhändler zu verkaufen, der mich, wie

eine halb verlorene Waare annahm und darnach behandelte. Mehrmals wollte er mich verkaufen, doch auf den bleichen abgelebten Sklaven wollte Niemand bieten. Da schleppte er mich nach Cahira, Aegyptens Hauptstadt, und bot mich dort auf dem Sklavenmarkte zum Verkaufe aus. Mit düstern Blicken betrachtete ich meine Unglücksgefährten, die in langen Reihen aufgestellt waren, und von den Kauflustigen Mann für Mann gemustert wurden. Wie wurde mir aber, als ich unweit von mir Innocenz engelmildes Antlitz schaute. Sein Auge traf auf das meine, und leuchtete in heller Freude auf. „Innocenz!" rief ich jubelnd, und hob ihm die gefesselten Arme zum Gruße entgegen. Da traf meinen Nacken ein gewaltiger Schlag; als ich mich erschrocken umwandte, grinzte mir Achmet's, Hassan's Sklavenaufsehers wildes Antlitz mit höhnischem Lachen entgegen. Entsetzt fuhr ich zurück. Das hatte ich jetzt in diesem Augenblicke nicht erwartet. „Seyd Ihr schon zurück von Euerer Reise?" fragte Achmet höhnisch, wahrlich, Ihr seyd lange ausgeblieben, desto größer wird auch zu Hause die Freude über Euere Heimkehr seyn. Vorwärts, du Hund! rief er drohend; jetzt bist du mein, Hassan hat dich gekauft. Allah hat uns den Wolf gegeben, der das Lamm geraubt hat. Weh dir, du heilloser Verführer!" Mit Hohn und Schlägen trieb er mich vorwärts. Ich schwieg und ahnte, daß jetzt das Schrecklichste über mich kommen werde. Ich flehte zu Gott, flehte um Innocenz, um meine Rettung, oder doch wenigstens um ein gnädiges Sterbstündlein. —

Achmet zog mich in ein finsteres Haus. Als

ich dort eintrat, fühlte ich mich plötzlich innig umschlungen. Es war Innocenz, der, unfähig in der Rührung seines Herzens zu sprechen, stumm mich an sein Herz drückte. Zornig riß uns der wilde Achmet auseinander. Innocenz betrachtete mich mit den Blicken der innigsten Freude, die nur zu bald sich in tiefen Schmerz verwandelte. „Eustach, rief er, noch ist die Prüfung nicht zu Ende; sey standhaft!" — „Schweigt, herrschte uns Achmet zu, wofern ihr nicht wollet, daß ich euer Maul mit einem Schlosse versperren soll. Macht euch bereit, sogleich mit mir abzureisen." —

Innocenz und ich wurden auf Pferde gebunden, und von Achmet und seinem Knecht sorgsam bewacht. Sprechen durften wir nicht mit einander, wollten wir nicht mit Peitschenhieben von Achmet dafür gezüchtigt werden. In tiefem schmerzlichen Sinnen setzten wir die Reise fort. Ich blickte auf Innocenz; er schaute mich tröstend und ermuthigend an. Von Hassan's Wildheit und Christenhaß durften wir das Schlimmste erwarten; doch ich kannte Innocenz Muth und Liebe; ich fühlte auch in mir die Kraft, für meinen Glauben zu sterben. Der Tod schien uns gewiß; ich benützte die Zeit, um mich auf diese ernste Stunde vorzubereiten. —

Des andern Tages lag Hassan's Schloß vor uns. Furcht und Beklommenheit wegen des Kommenden ängstigte uns; doch Innocenz schaute mich mit muthigen, ergebenen Blicken an; ich fühlte, daß mein Freund stärker war, denn ich. Still und traurig öffneten sich die Thore; mich warf man sogleich mit doppelten Ketten in den Kerker, wo ich

ermüdet zu Boden sank. Innocenz wurde zu Hassan geführt. — Bald aber riß man mich aus meinem Brüten empor, und brachte mich gleichfalls in Hassan's Zimmer. Dort sah ich den Alten, neben ihn Innocenz, der Ketten ledig. Der Alte betrachtete mich lange mit steigendem Ingrimm. „Christ," rief er, und seine Stimme zitterte, „Christ, ich habe dein Leben geschont, als es in meiner Hand war; ich habe dich in meinem Hause beherbergt, als meinen Gastfreund, ich habe dir alles Gute gethan; und wie hast du mir gedankt? Du hast mir das Herz und die Liebe meines Ali gestohlen; du hast ihn verführt; du hast ihn zum Abfall gebracht vom Glauben seiner Väter! Du Hund, du Elender! zertreten will ich dich, wie den Wurm im Staube." Seine Faust ballte sich drohend, seine Lippen bebten, und seine Augen rollten glühend in Wuth und Schmerz. „Hassan," begann jetzt sanft Innocenz, habe ich dir nicht erzählt, wie ich Christ wurde? Ich war Christ, ehe Eustach kam, und erst in jener Nacht, wo ich dich verließ, erfuhr er, daß ich seines Glaubens sey." — „Ali, Ali, schweig du ungerathenes Kind, befahl der zürnende Alte; als man dich zu mir brachte, vater- und mutterlos, halbverbrannt, da nahm ich dich in mein Haus und Herz auf, da ahnete ich nicht, daß du ein dreifacher Verräther, an deinem Vater, an deinem Glauben, an deinem Vaterland seyn werdest! Wie klagt und jammert Zuleima, die du schändlich verlassen hast, um des fremden Mannes willen! Weh mir, daß ich dieß erleben mußte!" Schmerzvoll hielt Hassan inne. „Ali, fuhr er jetzt fort, und wandte das Auge mit der alten

Liebe auf ihn, Ali, kehre um, noch ist es Zeit; noch kannst du werden die Liebe meines Herzens, der Trost meines Alters und Zuleima's Hoffnung; Ali, ich bitte dich, schwöre ab den falschen Glauben, werde wieder mein liebes Kind!" „Hassan," erwiederte Innocenz, und sein Auge füllte sich mit Thränen, „Hassan, ich liebe dich als meinen Vater und Wohlthäter, ich liebe Zuleima, wie meine Schwester! mein Herzblut will ich mit Freuden für euch geben; aber niemals werde ich meinen Herrn und Heiland vergessen, der für mich gestorben ist, der sich meiner erbarmte, und mich zur seligen Wahrheit geführt hat. Hassan, leg' ab den Haß deines Herzens, lerne Christum kennen, und du wirst Ihn lieben, wie ich! laß ab von jenem Mahomet, der dich und so Viele betrogen hat!" — „O großer Prophet," rief entsetzt der Sarazene, „höre nicht die Lästerungen dieses Verblendeten, straf ihn nicht! Ali, fuhr er dann drohend fort, weißt du nicht, was ich dir geschworen habe? Ich schwur, dich mit eigenen Händen zu tödten, wenn du Christ würdest. Soll ich nun, fragte er in tiefstem Schmerzen, meine alte Hand tauchen in des Sohnes Blut, des letzten Sprößlings Talebs?" — „Hassan," erwiederte Innocenz gefaßt, das wirst du nicht thun, das kann dein Herz nicht!" — „Ja, ja," rief er wüthend, „die Ehre des Propheten geht mir über Alles; ich kann es, ich will es Dir zeigen!" und drohend schwang er das Schwert über Innocenz Haupt. Dieser beugte sich. „Mein Leben steht in Gottes Hand," rief er muthig, „doch soll mein Blut fließen, so schone das meines Freundes, der als Christ geboren wurde, und nichts ver-

schuldet.“ — „Ali, rief Hassan drohend mit fürchterlicher Stimme, zum letzten Mal!“ Innocenz bot ihm schweigend seinen Hals dar. „Nun so sey es!“ rief der wüthende Sarazene, und hoch zückte er das Schwert. Ein Angstschrei — denn reden konnte ich nicht — drang über meine Lippen. Da öffnete sich die Thüre. Zuleima stürzte herein, und warf sich entsetzt zwischen Beide. „Hassan, willst du deinen Sohn morden?“ schrie sie. Dem Alten war bei Zuleima's Anblick das Schwert entfalten. Tief erschüttert wich er zurück. „Ali,“ rief jetzt Zuleima, und heftete die dunkeln Augen auf Innocenz, der sich ernst und still aufgerichtet hatte, Ali, so gehst du mit denen um, die dich lieben! Was habe ich gelitten um Deinethalben! Warum hast du uns verlassen?“ Thränen strömten über ihre bleichen Wangen. Ein Schimmer unbeschreiblicher Bewegung röthete Innocenz's Antlitz. Aber wie konnte irdische Schönheit über den Macht gewinnen, in dessen Herz so ganz Christi Bild lebte! „Zuleima,“ sprach er sanft, „Zuleima, zürne deinem Bruder nicht! Nicht einem irdischen Wesen habe ich dich aufgeopfert, sondern dem Herrn des Himmels und der Erde, der für uns gestorben!“ — „Geh weg mit deinem Christus,“ rief das leidenschaftliche Weib, „hast du keinen andern Trost für mich Aermste?“ — „Gottes Barmherzigkeit, Christi Liebe!“ antwortete ernst und feierlich Innocenz. Da verhüllte Zuleima ihr Haupt. „Weh, jammerte sie, wehe! er ist für mich verloren für Zeit und Ewigkeit!“ Der alte Hassan zerraufte sich voll Wuth und Verzweiflung sein Haar, und eilte Zuleimen nach, die trostlos aus dem Zimmer wankte.

Wir standen tief erschüttert, sprachlos. Die Knechte traten ein, und führten uns in unsere Gefängnisse zurück. Aus meinem tiefen Sinnen weckte mich des Abends Achmet, der mit einer Lampe in der Hand vor mich hintrat. „Christ," sprach er, „Tod und tausendfache Martern warten dein; noch kannst du dich und ihn retten, wenn du von deinem Glauben lassest, und Ali zu Gleichem bewegst!" — „Nimmermehr, rief ich entschlossen, nimmermehr werden ich und Innocenz von Christo lassen; sag es deinem Herrn; er kann uns martern, er kann uns tödten; aber nimmer den Erlöser aus unserm Herzen reißen." — „So geschehe denn, wie du willst, erwiederte mit flammenden Augen Achmet; freue dich der Qualen und Martern, du Verruchter, wie sie noch keinem Menschen bereitet worden sind." — Mit wilden Drohungen und Lästerungen verließ er mich.

Ich brachte die Nacht unter eifrigen Vorbereitungen zum Tode und inbrünstigen Gebeten zu, Gott möchte Innocenz und mir Muth und Standhaftigkeit und ein gnädiges Sterbestündlein verleihen. Gegen Morgen hörte ich gräßlichen Lärmen und verworrenes Geschrei; ich konnte das Klirren der Schwerter unterscheiden; Fußtritte nahten meinem Kerker; ich glaubte, es wären die Henkersknechte, um mich zur Marter zu führen. Die Thüren meines Kerkers wurden aufgerissen, und Sklaven und Knechte Hassan's traten ein. „Auf Christ," riefen sie mir zu, „erhebe dich, rette deinen Freund! hilf uns den Wütherich Hassan vertilgen, der uns mit Füßen tritt, und unsern theuern Ali ermorden will."

Hassan hatte in letzterer Zeit, wo der Gram

und der Zorn die natürliche Wildheit seines Charakters vermehrte, von Achmet aufgehetzt, mit unmenschlicher Grausamkeit seine Sklaven behandelt. Theils, um sich zu rächen, theils um das Leben des milden, von allen geliebten Innocenz zu retten, hatten sie sich verschworen, den alten Wütherich und Achmet zu tödten, und Innocenz zu ihrem Herrn zu machen. Meine Ketten fielen, mit Jubel ergriff ich das Schwert, um den Freund zu retten, und eilte zum Kampfsplatz. Nur Wenige waren dem Alten treu geblieben. Sie wurden von den Aufrührern von Gang zu Gang getrieben; als ich ankam, waren Hassan und Achmet bereits unter ihren Streichen gesunken. Unter schrecklichen Flüchen und Lästerungen gaben sie den Geist auf. Freudig eilte ich zu Innocenz, um ihm unsere Rettung zu verkünden. —

O Jammer, wie fand ich ihn! Todtenbleich, mit verlöschenden Augen, mit dem Tode ringend! O Heiland! welch ein Schwert drang durch mein Herz; mit der Bothschaft des Lebens war ich gekommen, und fand den Tod. Still weinend knieete ich mich hin vor den sterbenden Freund, der die trüben Augen aufschlug, und mit freundlichen Blicken mir die erkaltende Rechte zu reichen suchte. „Eustach," hauchte er leise, „ich werde — bald bei — Christo seyn." Mehr konnte er vor Schwäche nicht sagen. Mit der äußersten Kraft suchte ich die bittern Schmerzen niederzukämpfen, und ihm den Todeskampf durch tröstlichen Zuspruch zu erleichtern. Da öffnete sich plötzlich die Thüre, und erschrocken sah ich Zuleimen hereinwanken, bleich, zitternd, den Ausdruck des heftigsten Schmerzens und stillen Wahn=

sinnes im Gesichte. Leise, ohne ein Wort zu sprechen, knieete sie neben mir an Innocenz Lager. „Ali," rief sie und faßte seine sterbende Hand, „Ali, warum dankst du mir nicht? Hat es gewirkt, was ich dir sandte?" — „Verfluchte Giftmischerinn," rief ich entsetzt, „du hast ihn getödtet!" — „Ja, Christ, sprach sie, und eine wilde Freude röthete das bleiche Antlitz, ja, und ich rühme mich dessen. Während du und Hassan seine Marter wolltet, habe ich mich seiner erbarmt; ich gab ihm sanft tödtendes Gift. Freue dich Ali, du stirbst nicht allein, du stirbst nicht ungerächt. Mit dir stirbt Hassan, den die Meuchler erschlugen, mit dir Zuleima. Zuleima will nicht den Vater, will nicht den Bräutigam überleben; sie will nicht werden die Sklavin der Sklaven. Zuleima stirbt frei und furchtlos." — „Heilige Jungfrau," rief ich in tiefstem Schmerz, „rette, du, Unglückselige, rette dich, rette ihn!" — „Zu spät," erwiederte sie düster; wie schneidet es in meinem Leib!" und ohnmächtig, sterbend, sank sie nieder. Stumm, in unnennbaren Schmerzen stand ich da, und rief Gottes Barmherzigkeit um Hülfe an. Ich beugte mich über den sterbenden Freund. Nochmals, zum letzten Male, hob er mit der alten Liebe die verlöschenden, halbgebrochenen Augen auf, wie zum letzten Gruße. Mit den Worten: „Jesus — Eustach!" ging seine Seele zu Gott. Mein Schmerzensgeschrei weckte Zuleima aus dem Todesschlummer; mit der letzten Kraft warf sie sich neben Innocenz's Leiche, und badete sie mit ihren Thränen. „Zuleima, ermahnte ich, wenn du zu ihm kommen willst, so wende dein Herz, wie er, zu Jesu!" —

„Nimmermehr,“ rief die Verzweifelnde; unter Lästerungen und Verwünschungen hauchte sie die unglückliche Seele aus. — Mitten unter dem Jammer und dem Elend dieses schaudervollen Unglücks erscholl der Jubel der befreiten Sklaven, die triumphirend heranstürmten, um Innocenz als ihren neuen Herrn zu begrüßen. Weit auf rissen sie die Thüren; entsetzt aber fuhren sie zurück, als sie Innocenz, als sie Zuleima's Leiche sahen, und das schreckliche Unglück vernahmen. Da beschlossen sie, Hassan's Schätze zu theilen, sein Haus anzuzünden, und sich in die Gebirge zu flüchten, um der Rache von Hassan's mächtigen Freunden zu entgehen. Mir boten sie einen Antheil der Beute an; mit Verachtung wies ich sie aber zurück, nahm Innocenz's Leiche, und trug sie zu einer Palme, unter deren Schatten wir oft geruht hatten. Dort grub ich ein Grab; doch wie lange ging es, ehe ich mich von ihm trennen konnte! wie oft betrachtete ich die noch im Tode so engelmilden Züge! Betäubt saß ich neben dem theuern Leichnam, stumm, mit gefalteten Händen, in Schmerz versunken; erst als Hassan's Wohnung brannte, und die Flammen ihre sengende Gluth bis zu uns hinübertrieben, fühlte ich, daß es höchste Zeit sey. Da legte ich meinen Innocenz in das Grab, gab ihm den letzten Gruß und das Zeichen des heiligen Kreuzes; und als ich die kühle Erde wie zum Schlummer über ihn gebettet hatte, da war es mir, als hätte ich alles Glück, alle Freude begraben. Still jammernd warf ich mich über den Hügel hin, umklammerte ihn mit meinen Armen, und bat den Herrn, mich mit dem

zu vereinigen, den ich, und gewiß Er selber, so sehr geliebt hatten — mit meinem Innocenz. —

Nachschrift des Pater Eucherius.

Unser frommer Bruder Onuphrius — früherhin Eustachius mit Namen — ist heimgegangen. Der Herr hat seine Bitte erhört, und ihn mit seinem Freunde Innocenz auf ewig vereint. Er hat viel geliebt; darum wird ihm auch viel verziehen werden. Requiescat in pace!

4.

Die Christnacht.

(Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege.

„Mein ist die Rache" — spricht der Herr.

I.

In der Christnacht des Jahres 1644 ritten durch die düstern Forsten des Spessarts zwei Männer, der Kleidung und Rüstung nach, österreichische Krieger. Ein unheimliches Dunkel hatte sich über die Erde gebreitet, und alle Wege und Pfade unkennbar gemacht. Der Sturm brauste wild über die hohen Eichen und Föhren hin, und beugte sie mit donnerndem Krachen zur Erde. Grimmige Kälte hatte Alles in starres Eis gehüllt; der Schnee fiel in dichten Flocken, die der Wind mit heftigen Schlägen den Reitern ins Angesicht trieb. Die Beiden ritten behutsam und stille fort; doch konnte man von Zeit zu Zeit ein

leises Schelten und Murren aus dem Munde des Einen hören, der voran ritt, wenn sein Roß strauchelte, oder der Sturm mit erneuerter Heftigkeit tobte. „Das ist eine Walburgisnacht und keine Christnacht,“ fing er endlich an, und schüttelte unmuthig die eisigen Flocken von dem weißen Mantel; „ist es doch gerade, als ob der Satan all seine Wuth und Bosheit an uns Christenkindern in der Nacht auslassen wollte, die seinem schändlichen Unwesen nach Verdienst ein Ende gemacht hat.“ „Gedulde dich, Philipp,“ tröstete der Andere der Reiter, ein hoher, doch dem Anschein nach tief bejahrter Mann, „gedulde dich, wir werden bald am Ziele seyn.“ — „Bald, bald, Herr Oberst,“ erwiederte dieser, „ich will nicht Euer Diener heißen, wenn wir mehr als höchstens die Hälfte des Weges zurückgelegt haben; da ist noch lange hin, ich wollte, ich wäre, wie das Christkindlein mit meinem Gaul in einem trockenen Stall; gerne wollte ich mich von Ochsen und Eseln anhauchen lassen.“ — „Stille, du leichtfertiges Menschenkind,“ verwies ihm der Oberst unwillig; „zähme deine vorlaute Zunge, bete, singe, denn in dieser Nacht ist uns Allen Heil widerfahren.“ — „Beten, singen?“ wiederholte der Gewarnte mürrisch; „klappern mir doch die Zähne, und es geht mir die Kälte bis in den Magen, wenn ich den Mund aufmache. Hätten die Engelein in einer solchen Nacht singen müssen, fürwahr, so wäre es kein Wunder, wenn ihnen die Zunge am Gaumen gefroren, und die Zähne alle herausgefallen wären vor Frost, wie der Tannzapfen, der mir gerade auf die Nase gestürzt ist.“ — „Schweige, schweige, Philipp,“ befahl jetzt mit Ernst der Alte. „Kennst

du denn den wunderschönen Gesang der Engel: „„Ehre sey Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden!““ — „Der Soldat braucht sein Schwert, und nicht seine Zunge für Gottes Ehre und der Menschen Frieden,“ erwiederte kurz und verdrießlich Philipp. — „O, daß es doch so wäre, rief tief betrübt sein Begleiter, daß doch jeder sein Schwert nur erhebe für Gottes Ehre, für der Menschheit Frieden! Wie ganz anders würde dieser Krieg, dieser grauenvolle, geführt werden. Er würde statt eines höllischen Drachens ein ernster Engel der Strafe und Sühnung seyn. Nicht dann würde Deutschland eine große mit Blut gedüngte Brandstätte seyn. Nicht dann würde der Sohn den Vater, der Bruder den Bruder, der Landsmann den Landsmann zu würgen suchen, als ob Gottes Ehre nur durch Blut gefördert werden könne, als ob die Kirche den Frieden haßte, sie, die eine Mutter des Friedens ist und der Welt den Frieden geben soll.“ — „Ja, hob jetzt Philipp an, löst mir doch meinen Zweifel; sagt es doch der Franzose, der Schwede und der Lutheraner: Wir kämpfen zur Ehre Gottes; auf der andern Seite sagt dasselbe der Oesterreicher, der Bayer und der Spanier; wer hat nun Recht, wem soll man glauben?“ — „O Thor, du, rief eifrig der Oberst; als ob es in diesem Kriege noch Gottes Ehre gelte! Ich hörte es bis zum Eckel oft. Als die aufrührerischen Böhmen den Statthalter und die Rathsherren in den Graben hinabwarfen, sagten sie auch: Es gilt Gottes Ehre, und sie riefen den Ragotzy und den Erbfeind in's Land. Als Magdeburg brannte, und ich mit den Meinen retten wollte, da schrie das raublustige Gesindel

auch: „„Laßt es brennen, es brennt zur Ehre Gottes."" Als der Schwedenkönig über das Meer daherkam, sagte er auch, er komme zu Ehren Gottes, aber kein Wörtlein davon, daß er sich die Kaiserkrone aufsetzen wollte. Wie der Friedländer seinen Herrn und Kaiser verrieth, schrieb er auch umher, er thue es zur Ehre des Höchsten. Der falsche Minister zu Paris verfolgt in Frankreich die Calvinisten, in Deutschland hilft er den Protestanten gegen seine Glaubensbrüder, vermuthlich auch zur Ehre Gottes und zum Frieden der bedrängten Menschheit. O himmlischer Vater, fügte er schmerzlich nach einer trüben Pause hinzu, welch ein schändliches Spiel treibt doch die Welt mit Deinem allerheiligsten Namen! Wie mißbrauchen sie ihn zum Deckmantel ihres Hasses, ihrer Bosheit ihrer Leidenschaften! O das es doch anders würde!" — „Wäre mir gar nicht zuwider," meinte Philipp; „ich habe des Hungerleidens, der Beulen und der Strapatzen mehr als genug genossen; wer wird aber der Gescheidtere seyn und zuerst nachgeben? ich will nicht sagen zur Ehre Gottes; denn unser Herrgott kann wohl doch immer Seine Ehre selber vertheidigen, aber doch zum Frieden und Heile der bedrängten Völker? Das mag Gott allein wissen." — „O Philipp," betheuerte ernst der Oberst, „wären es Deutsche, die in Deutschland mit einander Krieg führten — das Aechzen und Wimmern, das von einem Ende bis zum andern im Vaterland ertönt, hätte gewiß die Herzen der Deutschen erweicht; das Blut, das wie ein Strom von Stadt zu Stadt fließt, hätte die glühende Flamme des Hasses gelöscht. Aber weh uns, daß wir nimmer sind die Herrn im eignen Land! Weh uns, daß wir

Fremde herrschen lassen und von ihnen Befehle annehmen! Was vermag Ferdinands Heldenmuth, was Maximilians Klugheit und die Tapferkeit ihrer Völker gegen Frankreichs, Schwedens und der lutherisch Deutschen Uebermacht? Weh uns, wenn wir aus ihren Händen den Frieden empfangen sollten!" — „Davor behüte uns der Herr in Gnaden," rief Philipp; „möge Er unser armes Deutschland beschützen! Doch laßt diese Gedanken, die einem nur das Herz schwer machen; seht es wird lichter; der Hauptforst ist zu Ende und wir sind nun im Freien." —

Eine lange Fläche, mit Büschen und kleinen Hügeln besetzt, lag jetzt vor ihnen; das heftige Schneien begann sich zu legen. Die düstern Wolken wurden allgemach lichter. „Seht Ihr nichts?" begann Philipp plötzlich, hielt sein Roß an und schaute scharf über das Buschwerk hinweg; „seht Ihr nicht den rothen Schein, der dort herauf leuchtet und immer größer wird? das kann kein Freudenfeuer seyn zur Ehre der Christnacht; dieß muß eine Feuersbrunst seyn, und zwar keine kleine." — „Ja, es ist so," rief schmerzlich der Oberst; „sollte auch in dieser heiligen Nacht der Mensch mit Brand und Mord wüthen!" — „Es müssen versprengte Franzosen von Türennes Heere seyn oder plündernde Hessen. Auf jeden Fall laßt uns eilen, auf daß wir den Mordbrennern nicht in die Hände fallen," mahnte der Diener. Rasch spornten die Reiter ihre Rosse; sie flogen durch die Ebene dahin, bis aufs Neue ein dunkler Wald sich ihnen öffnete, und ihre Eile hemmte. Langsam und vorsichtig ritten sie durch die engen Wege dahin; die Brunst war bald ihren Augen ent-

schwunden. Der Oberst betete stille und labte sein bedrängtes Gemüth an dem Gesange der Engel, dessen Töne in einzelnen Worten aus dem vollen Herzen über seine Lippen drangen. „Ja," begann jetzt Philipp leise vor sich hin, zu murmeln, „ja, meinem Herrn kennt man es von weitem an, daß ihn die Jesuiten erzogen haben; sie haben mich auch gehabt am Gymnasium zu Breslau und an Ermahnungen und an Schlägen haben sie es wahrlich nicht fehlen lassen: allein sie gefielen mir nicht, und ich ihnen nicht; sie jagten mich fort, und ich mußte froh seyn, daß mich die Kapuziner zu Brünn aufnahmen." Unmuthig riß er bei diesen Worten sein strauchelndes Roß auf, und hüllte sich fester in den wärmenden Mantel. „Philipp," begann jetzt der Oberst, und brach sein langes sinnendes Schweigen, „Philipp, wie denk ich es noch so gut, als ich vor mehr als fünfzig Jahren zu Ingolstadt studirte und ich mit allen meinen Kameraden an der Christnacht die Mette mitbetete! Da waren gar viele hohe gräfliche und fürstliche Personen gegenwärtig, wie des Kaisers Ferdinands II. höchst selige Majestät, der Churfürst von Bayern, der noch lebt. Dieß waren ein paar fleißige, fromme Herren und gaben uns in allen Tugenden, zumal in der Andacht, ein gar rührendes Beispiel. Sie gingen bei der Prozession in glänzender Kleidung an unserer Spitze mit brennenden Kerzen, und beteten mit der Geistlichkeit vor und wir ihnen nach." — „Ja, das that ich auch und noch mehr," versetzte Philipp, „ob ich gleich weder Fürst noch Graf war. Wir Novizen im Kapuziner-Kloster zu Brünn hielten auch da immer einen feierlichen Aufzug, der die Er-

lösung vorstellte. Voran zogen Maria und Joseph mit dem Christkindlein, begleitet von allen Engeln und Erzengeln des Himmels, dann kamen die erlöseten Seelen im Fegfeuer, Adam und Eva, Abraham und Isaak, Jakob und Joseph und die Patriarchen alle; den Beschluß aber machten die Teufeln in Ketten und Banden. Hört, da machte ich einen Engel." — „Wie, du einen Engel, Philipp?" fragte lächelnd sein Herr. „Ja, ich versichere," betheuerte dieser, „ich hatte damals ein Gesichtlein, weiß wie Milch, und Backen, roth wie Röslein. Freilich, jetzt sieht man es meinem gelben ledernen Gesichte nimmer an, wo sich jetzt zu meinem Leidwesen, Runzeln und Furchen und Beulen und Schrammen um die Herrschaft streiten. Kurz um, Ihr mögt es glauben oder nicht, es war so; man frisirte meine Locken und streute Goldstaub darauf; dann schob man mich in eine silberne Albe, pappte mir auf den Rücken goldene Flügel und an die Füße Stiefeln von Goldpapier, und der Engel war fertig." — „Du mußt ein schönes Aussehen gehabt haben," meinte der Oberst. „Ich versichere Euch," bekräftigte Philipp, „ich gefiel Allen; manche zeigten sogar mit dem Finger auf mich und konnten sich an dem schmucken Engel gar nicht satt schauen. Allein hört nur, wie mir es ging; meine Engelschaft nahm ein trauriges Ende. War ein Catarrh oder das vorher verstohlens getrunkene Bier schuld, kurz, ich konnte, als ich das Gloria anstimmen wollte, nicht in die Höhe, sondern blieb halbwegs mit der Stimme stecken, und das zum Ersten-, zum Zweiten- und zum Drittenmal. Darüber wurde der Pater Chorregent unwillig und

wollte mir auf eine etwas handgreifliche Art nach=helfen. So fein sein Gehör war, so grob war seine Hand. Er nahm den Engel bei den Ohren und schüttelte ihn so wacker, daß ihm ein großer Theil der Frisur und ein Flügel in den Händen blieb. Denkt Euch, Herr Oberst, dieß geschah vor allen Leuten. Alles lachte bei dem Anblick des jämmerlich zerzauseten, halbgeflügelten Engels, es lachten die Erzengel und selber Maria und Joseph konnten es nicht verbeißen. Ich war vor Angst und Scham halbtodt, und wollte mich eiligst auf die Flucht be=geben; glücklich kam ich vor den armen Seelen vor=bei; allein denkt Euch mein Geschick; ich fiel den Teufeln in die Hände, die gefesselt in Ketten und Banden den Triumphzug schlossen, und mit Freuden=gelächter den erbärmlich zugerichteten, entlaufenen Engel in die Mitte nahmen und nimmer losließen. Ich bat und jammerte, ich schwitzte Höllenängsten und rief in meiner Noth alle Heiligen an; allein es hieß: Aus der Hölle ist keine Erlösung; und so mußte ich demnach bei den höllischen Schelmen zur großen Belustigung aller Leute aushalten, bis die Prozession zu Ende war." — „O du armer Narr," erwiederte lächelnd der Oberst, „da ist es dir freilich schlimm gegangen." — »Ja,« versetzte Philipp, „ich merkte es mir auch; seitdem habe ich es verschworen, weder einen Engel, noch einen Teufel mehr zu machen, sondern in Zukunft eine arme Seele zu werden. Denn diese hatten es am besten bei der Prozession. Die Engel gingen gewöhnlich leer aus; die Teufel mußten froh seyn, wenn sie ungehudelt davon kamen, allein die armen Seelen bekamen von allen Seiten,

Kuchen, Wein und Zuckerwerk; denn mit ihnen hatte Alles Mitleiden. Doch die nächste Prozession machte ich nimmer mit. Das Frühjahr darauf sandten sie mich mit dem Brodsack und dem Schmalzhäfelein auf den Bettel. Es ging mir da nicht schlecht; allein ich konnte das Gute nimmer erleiden; ich ließ Kloster und Kapuze in Stich und ging unter die Reiter des Pappenheim." — „Die haben dich wohl auch nicht in das Himmelreich gebracht," meinte der Oberst. „Nein, leider nein," betheuerte Philipp betrübt, und eine Reihe von traurigen Erinnerungen schien in seiner Seele aufzusteigen. „Als ich den Harnisch statt der Kutte anzog, und statt des Steckens das Schwert in die Hand nahm, meinte ich freilich, es müsse ein Leben werden, wie im Paradiese, aber in dem wüsten lüderlichen Leben, dem ich mich nach dem Beispiel der Meisten hingab, wäre meine arme Seele bald zum Teufel gefahren, hättet Ihr Euch nicht meiner erbarmt und durch Rath und That, durch Güte und Strafe mich aus meinem Sündenschlund gerissen." „Ja, Philipp," erwiederte ernst der Oberst, „der Krieg verdirbt die Besten, und es gehört eine große Gnade dazu, bei dem steten Morden und Würgen, bei dem ewigen Anblicke von Blut und Raub, von allem Gräuel und Elend, sein Herz rein und das Menschengefühl frisch und warm zu erhalten." — „Wohl mir," begann jetzt gerührt der Diener, „wohl mir, edler Herr, daß Euer Herz mild und barmherzig war; einsam, verlassen, verhöhnt und verzweifelnd stand ich unter dem Galgen, den ich zehnmal für meine schlechten Streiche verdient hatte. Da erbarmte sich Euer Herz über mein

Elend; Ihr erflehtet von Tilly meine Begnadigung! Wie ward mir, als ich sie aus Euerm Munde vernahm! Ihr machtet das Maß der Gnade voll; Ihr nahmt mich zu Euch, hattet Geduld mit meinem Leichtsinn, und habt mich zum andern, bessern Menschen gemacht. Das lohne Euch Gott in Zeit und Ewigkeit, mein Wohlthäter, mein edler Herr!" Und leise drückte er im überwallenden Gefühle seines Dankes den Mantel des Obersten an seine Lippen. — „Philipp," sprach der Oberst bewegt, „danke nicht mir, danke Gott, der durch meine Siegesbotschaft Tilly's Herz zur Gnade lenkte. Du hast gehalten, was du versprochen hast; du bist mir stets ein treuer Diener gewesen."

Jetzt neigte sich der Weg abwärts durch steile, enge Gründe. Glockentöne erschollen aus der Ferne und ihre weichen, milden Klänge machten einen tiefen Eindruck auf das Gemüth der Krieger. „Wir müssen in der Nähe eines Dorfes seyn," begann jetzt Philipp. „Das sind wir auch," erwiederte sein Herr; „wie rühren mich diese Töne, die mein Ohr so lange entbehren mußte!" — „Sie machen Einem ganz warm um das Herz; seht, sogar mein Gaul spitzt fröhlich seine Ohren," fuhr Philipp fort; „in unserm Vaterland sind jetzt die Glocken rar geworden; die meisten mußten Kanonen werden, und singen jetzt ein ganz anders Lied." — „Leider, leider," klagte der Oberst; „es ist weit mit uns gekommen!" — „Mich wunderts nur," meinte Philipp, „wie das französische und schwedische Raubgesindel in dieser Gegend noch ein Häuschen hat stehen lassen. Die dürfen wohl das Christfest recht andächtig feiern.

Möge der Herr allen ehrlichen Deutschen ein schönes freudenreiches Christbäumlein zum Geschenke machen und uns auch gnädig bedenken.“ — „Mein Bäumlein,“ erwiederte in tiefer Wehmuth der Oberst, „ist verdorrt; die Frucht, die es trug, ist abgefallen, einsam, verlassen steh ich da, der Letzte meines Stammes; keines Kindes liebende Hand wird mir die brechenden Augen zudrücken.“ — „Herr,“ tröstete Philipp, „Ihr seyd so fromm, und wollt doch verzagen? Soll dieß tapfere Herz denn vom Wurm des Kummers zerfressen werden? Giebt es ja Oel für jede Wunde! Steht Ihr denn nicht da, als ein berühmter Feldherr, geehrt vom Kaiser und Reich, von Allen geliebt, von den Feinden gefürchtet? Warum wünscht Ihr denn immer nur das Eine, und nicht etwas anders?“ — „Ach, mein Herz kann nichts Anders wünschen!“ „Sieh Philipp,“ erwiederte der Oberst, „als der Krieg ausbrach, hatte ich, was mein Herz verlangte, eine liebende Gattin, und zwei theuere holde Kinder. Da riefen mich des Kaisers Wort und meine Pflicht in diesen unseligen Kampf. Ich folgte seinem Gebot und verließ Weib und Kind, um Gottes und der Ehre willen. Doch der Gedanke an sie, und Liebe und Sehnsucht nach ihnen begleitete mich überall hin, durch den Lärmen des Lagers, durch das Mordgewühl der Schlacht, wie in jene stillen Augenblicke der Ruhe und Erquickung, die der Krieg nur selten giebt. Doch schwach machte mich diese Sehnsucht nicht. Ich beschloß, als Mann für Gott und Vaterland zu kämpfen, bis der Sieg und Frieden errungen wäre. Ich hoffte, daß Gottes Barmherzigkeit mir meine Lieben

und mich ihnen erhalten würde. Denn dieß war der Trost und die Freude meines Herzens, von liebenden Kindern und Enkeln umgeben, in ihren Armen zu leben und zu sterben. Als wir zu Prag das Siegesfest über den Friederich von der Pfalz feierten, da kam zu mir die Botschaft, daß mein Sohn ertrunken sey. Philipp, es war mein einziger Sohn, der Erbe meines Namens, die Hoffnung meines Alters. Ich klagte nicht, ich beugte mich vor Gott, und bat Ihn nur desto heißer, mir die Gattinn und die Tochter zu erhalten. Bald darauf starb auch die Gattinn; der Jammer und die Trauer um unsern Sohn, dessen Tod sie ihrer geringen Sorgfalt zuschrieb, hatte sie getödtet. Philipp, dieß war ein harter Schlag; ich jammerte, doch verzweifelte ich nicht; ich hatte noch meine Tochter, meine Mathilde. Meine Schwester Theresia übernahm ihre Erziehung und sie wuchs heran, blühend an Geist und Körper. Sie war jetzt die Stütze und die Hoffnung, die einzige Freude meines Herzens; doch auch sie sollte ich verlieren! Und wie hab' ich sie verloren! Heilige Jungfrau, steh ihr und mir bei!" fuhr er nach einer langen, schmerzlichen Pause fort. „So stehe ich denn einsam da, verlassen, ohne den Trost, den selber der ärmste Bauersmann in seiner Sterbstunde noch sein nennt; und je näher die Zeit rückt, wo mir Alter und Schwachheit einen liebenden, treuen Helfer nöthig machen, desto mehr empfindet mein Herz den Verlust seiner Kinder, seiner Stützen," und bekümmert wandte er, von seinem Leiden fast überwältigt, sein Auge zum Himmel. Philipp, der treue Diener, suchte ihn zu trösten. „Und meint Ihr denn," begann

er, „der Himmel könne es nicht anders wenden, und Euch den Wunsch des Herzens gewähren?“ — „Nimmermehr,“ sprach düster der Oberst, „die Todten stehen nimmer auf.“ „So zweifelt Ihr an der Allmacht Gottes?“ war Philipp's Antwort. „Da sey Gott vor,“ erwiederte ernst und demüthig der Oberst, „mein Vertrauen auf den Herrn ist fest gegründet; doch nimmer will ich meinen Herrn versuchen, und dieß Zeichen von ihm fordern. Ihm habe ich mein Herz und meine Wünsche übergeben; Er hat sie gehört; Er kann sie erfüllen, doch nicht mein, sondern Sein Wille geschehe.“ — „Ihr könnt ja noch heirathen,“ meinte Philipp; „Ihr seyd noch immer rüstig, und dürft wohl noch auf einen Leibeserben hoffen.“ — „Schweig, du Versucher,“ befahl der Oberst ernst; „ist es Gottes Wille, so kann noch diese Nacht, noch diese Stunde der in meinen Armen liegen, der mein Alter leicht und mein Geschlecht auf das neue blühend machen kann.“ „Amen,“ erwiederte Philipp; „möge Gott Euch einen Erben Euerer Tugend und Frömmigkeit geben. Darum sey er gebeten in dieser heiligen Nacht.“ — Der Oberst neigte schweigend sein weißes Haupt.

Der Mond ging auf; und in seinem Silberlichte spiegelte sich eine Thräne, die dem Auge des Obersten entflossen war. Das rührte den treuen Philipp mächtig. Achtzehn Jahre lang hatte er dem Obersten gedient, und nie hatte er den starkmüthigen Mann weinen gesehen. „Herr,“ begann er in tiefster Rührung; „das Auge des treuen Dieners sieht schärfer, als Ihr glaubt. Diese Thräne hat Euch nicht der Tod Euerer Kinder ausgepreßt. Ihr seyd Mann

und Christ, und hättet ihn als solcher ertragen. Euer Leiden hat einen andern Grund. Es muß groß seyn; denn ich sah Euch nicht fröhlich, so lange ich bei Euch bin; der aber, welcher es über Euch gebracht hat, muß ein böser, grundschlechter Mensch seyn. O so bitte ich denn den Herrn, den Rächer aller Bosheit, mir diesen Schurken zur Züchtigung und verdienten Strafe zu überlassen!" und hoch auf hatte er sich bei diesen Worten im Sattel gerichtet, seine Augen leuchteten, die Hand hatte unbewußt des Schwertes Griff erfaßt. — „Philipp," rief tief erschüttert der Oberst, „warum Rache in der Nacht der Barmherzigkeit? Nimm deine Bitte zurück! ich beschwöre dich darum!" — „Nimmermehr," sprach dieser entschlossen; „schon hat sie der Herr gehört; der, welcher ein so sanftes, geduldiges und starkmüthiges Herz in solchem Grade betrüben kann, der muß wohl der größte Bösewicht der Erde seyn und schwere Strafe verdienen. Laßt Euern Diener doch wenigstens den Trost, Euch zu rächen, da er Euch nicht helfen kann!" — „Was forderst du Rache und Strafe an Sündern, da du selber Sünder bist? Warum bittest du nicht, daß mein Beleidiger zur Erkenntniß und zur Reue komme? Dem Herrn laß die Rache!" — sprach der Oberst im ernsten, verweisenden Tone. „Ja, Herr," erwiederte Philipp bewegt, „Ihr seyd gut, Ihr seyd weit besser als ich; allein Euere Güte geht zu weit. Laßt den Herrn immer strafen; führt ja Seine Strafe immer zum Guten; das Eisen brennt, allein es heilt die Wunde." —

Sie waren jetzt im Dorfe angelangt. Lichter brannten in allen Häusern und warfen einen hellen,

freudigen Schein durch das trübe Dunkel der Nacht. Betende Stimmen, mit dem Jubelgeschrei beschenkter Kinder vermischt, konnte man fast aus jedem Hause hören. Noch läuteten die Glocken, noch brannten die Lichter in dem Kirchlein, obwohl der Gottesdienst zu Ende war. Der Oberst hieß Philipp mit den Rossen in's Wirthshaus gehen; er selbst ging zur Kirche; es drängte ihn, in dieser heiligen Nacht den Mensch gewordenen Gott anzubeten.

Das Kirchlein war leer. Still knieete sich der Oberst nieder, und sein Auge wandte sich auf den einzigen Altar, dessen Bild von vielen Lampen beleuchtet, die Geburt des Herrn darstellte. Er betete eifrig; das Beten wurde ihm an dieser Stätte so leicht und süß; all sein Wünschen, die Sehnsucht seines Herzens legte er nieder zu den Füßen des göttlichen Kindes; nur jenen Wunsch, den er schon lange im Herzen getragen, um dessen Erhörung er schon so lange gefleht, wagte er nicht, dem Herrn zu vertrauen; in der Demuth seines Herzens fürchtete er, der Herr habe Mißfallen an seiner Bitte, sonst hätte Er sie ja gewiß erfüllt; dennoch erhob sich in seinem Herzen das alte Verlangen; er suchte es zu bekämpfen und zu unterdrücken. Vergebens, mächtiger als je regte sich die Sehnsucht in seiner Seele; hingerissen von dem mächtigen Drange wider Willen, widerstrebend fast, glitt in brünstigem Gebete die Bitte um einen liebenden Pfleger seines Alters, um einen Erben seines Namens, über seine Lippen. —

Da fühlte er sich leise an seinem Mantel gezupft; er wandte sich um, und erblickte ein kleines Mädchen, das ihn bittend anschaute. „Zürnt mir nicht, o Herr,

daß ich Euch störe in Euerer Andacht; Ihr könnt ein Werk der Barmherzigkeit verrichten. Wollt Ihr nicht ein Knäblein — ein Soldatenkind — aus der Taufe heben?" Ueberrascht nickte der Oberst bejahend und folgte der Kleinen zum Altare, wo das Knäblein engelschön vom Glanze der Lichter umflossen dalag. Der Priester nahte sich mit ehrfurchtsvollem Gruße dem fremden Krieger, und fragte ihn, welchen Namen er dem Knäblein geben wolle. „Des Kindes Mutter, fiel jetzt das Mädchen ein, läßt Euch bitten, es Christian zu taufen." Der Oberst neigte bejahend, doch überrascht, sein Haupt: es war sein Name. Die heilige Handlung ging vor sich; leise küßte der Oberst das Christenkind. „O wenn es doch mein Enkel wäre!" dachte er in seinem Herzen wehmuthsvoll. „Ehre Vater und Mutter, fuhr er nach einer kleinen Pause fort; so wirst du Segen haben. Halte deinen Glauben für dein größtes Gut; sey an Treue und Tapferkeit ein Deutscher. Grüßt mir seine Mutter," sagte er und gab der Kleinen das Knäblein zurück. Er fragte jetzt nach dem Namen und Stand der Mutter: das Mädchen antwortete, sie sey eine schwedische Offiziersfrau, aber von deutscher Abkunft; doch den Namen wisse es selber nicht. „Bringt ihr dieß als Pathengeschenk," sprach der Oberst und drückte dem Mädchen eine schwere Börse in die Hand; dankend und freudig entfernte sich dieses. —

II.

Zu Hause aber harrte die Mutter ängstlich ihres Kindes. Bleich, von edlen Zügen, in feinen doch

schon abgenutzten Kleidern lag sie auf einem Strohlager, erschöpft von den Schmerzen einer schweren Niederkunft. „Wie wird sich Richard freuen," sprach sie leise vor sich, „wenn ich ihm ein Söhnlein bringe. Heute soll er kommen!" Da trat das Mädchen ein und reichte das Kind der Mutter, die es heftig an ihr Herz drückte. „Hast du es Christian taufen lassen?" fragte sie. „Ja, edle Frau," erwiederte die Kleine, „und denkt nur, auch einen Pathen, und zwar einen vornehmen dazu, fand ich für das Kind." Sie erzählte jetzt der verwunderten Mutter, wie sie bei dem freundlichen Antlitz des frommen betenden Herrn ein Herz gefaßt und ihn zum Gevatter gebeten hätte. Das hätte der Mann auch gethan, und dem Knäblein ein schönes Geschenk gemacht. „Seht nur," schloß sie ihre Erzählung und leerte den Geldbeutel aus, daß die Thaler und Goldstücke in Menge auf dem Bette der erstaunten Mutter herum rollten. „Weißt du seinen Namen?" fragte diese erstaunt. „Nein, edle Frau, doch muß ihn der Pfarrer wissen." Die Mutter betrachtete jetzt aufmerksam den Beutel. Er war kunstvoll von rother Seide gearbeitet und mit einem goldenen Ringe geschmückt, der auf dem breiten Rande ein Wappen trug. „Heilige Jungfrau," rief sie jetzt, und ihre Brust hob sich unter mächtigen Schlägen, ihre matten Augen leuchteten auf und die bleichen Wangen röthete der hellste Purpur, „heilige Jungfrau! das ist das Wappen meines Geschlechtes; das ist der Siegelring meines Vaters! O Agathe, Agathe, das muß mein Vater, mein lieber Vater gewesen seyn!" Sie versuchte sich mit äußerster Anstrengung von ihrem Lager zu erheben, doch kraftlos

sank sie zurück. „Agathe, Agathe,“ rief sie und faltete bittend ihre Hände, „Agathe eile zu meinem Vater, bitte ihn, er solle sich erbarmen über sein elendes Kind und kommen zu der Tochter, die Kummer und Krankheit ans Krankenbett gefesselt hält. Nein, Agathe, rief sie wieder, ich will selber gehen, will mich hinwerfen zu seinen Füßen, und dort um Gnade flehen.“ Und mit äußerster Anstrengung suchte sie sich auf das Neue zu erheben, doch sie sank zusammen und nur mit aller Mühe vermochte Agathe sie aufzurichten. „Eile, eile, Agathe, begann die Arme auf das Neue im rührendsten Tone des Schmerzens und der Sehnsucht, eile, sonst entflieht der Vater und seine Tochter stirbt, fluchbeladen ohne Hoffnung. Bitte ihn bei dem Andenken meiner Mutter, er möge Verzeihung und Gnade an der Schuldigen üben. Eile, eile, Agathe!“ und winkte bittend mit der Hand, bis Agathe sich entfernte. Die Frau aber weinte bitterlich. „Ach, wird er kommen?“ rief sie. „Wie werde ich ihm in's Angesicht schauen können? Ich habe so viel Jammer, so viel Unglück über sein graues Haupt gebracht. Ich habe die Heimath und den Vater in meiner sündigen Leidenschaft verlassen! Weh mir! O Jesu, Du Gott der Barmherzigkeit, Der Du in dieser Nacht Mensch geworden bist, lenke Du sein Herz, daß er mir und Richard verzeihe! O heilige Mutter, bitte du für uns!“ Und ihre Thränen flossen über die bleichen Wangen, flossen herab auf das liebliche Antlitz des Kindleins, das schreiend die Aermlein nach der unglücklichen Mutter ausstreckte.

III.

Während der Oberst in dem Kirchlein sein Herz vor Gott ausschüttete, hatte Philipp in dem benachbarten Hause eine gastliche Aufnahme gesucht und gefunden. Ein Glas Wein, das seine Erwartung übertraf, hatte den sonst Schweigsamen und Uebellaunigen munter und gesprächig gemacht, und es war im gar nicht lieb, als der Oberst erschien und Aufbruch gebot. Mit freundlichem Danke schieden sie von den freundlichen Wirthen und ritten langsam durch die engen, schlechten Wege des Dorfes. Sie waren nicht weit geritten, als sie hinter sich ein Laufen und Rufen vernahmen. „Herr," rief jetzt eine zarte Mädchenstimme, „haltet um Gotteswillen." Sie hielten. Agathe eilte herbei. „Herr," flehte sie, „die Mutter des Kindes, dem Ihr Pathe geworden seyd, läßt Euch bitten und beschwören, sie zu besuchen; sie sagte, sie sey Eure Tochter." „Heilige Jungfrau, meine Tochter Mathilde? Stehen die Todten wieder auf, rief in tiefster Erschütterung der Oberst! Unmöglich! Mathilde, du solltest leben? die Nachricht und die Zeugnisse deines Todes wären erdichtet?" — „Ja, erwiederte das Mädchen, sie heißt Mathilde, ist sehr gut, aber sehr traurig, sie sagte, sie hätte Euch erkannt an Euerm Ringe, den Ihr sammt dem Geldbeutel dem Knäblein zum Pathengeschenk gemacht habt!" „Mathilde, meine Tochter, mein Enkel Christian!" rief er in höchster Bewegung. „So wäre der Wunsch dieses Herzens in der Nacht erfüllt worden? Domine non sum dignus," sprach er demüthig und wandte sein Roß, und folgte still und ernst, bald zweifelnd, bald hoffend, um Fassung

ringend, der Kleinen. Er war jetzt vor der Thüre ihres Gemaches, da stand er nochmals stille. Er suchte den Sturm seiner Gefühle in seinem pochenden Herzen zu besänftigen, um mit Ernst und Fassung der Tochter entgegen treten zu können. Freude und Schmerz kämpfte in seinem Gemüthe. So hatte Gott seinen Wunsch erhört! doch wie eine trübe Ahnung durchzuckte sein Gemüth die Erinnerung an Philipp's Rachewunsch. „Heilige Jungfrau, rief er, steh ihr und mir bei!" — und entschlossen trat er ein. — Sein Auge haftete forschend auf der bleichen Frau. Es war Mathilde, die sich jetzt, mit ihrem Söhnlein auf dem Arme, dem Vater zu Füßen warf. Sprechen konnte sie nicht; aber ihr Auge schaute den Vater mit den Blicken der innigsten Liebe, des Schmerzens und der heißesten Reue an. Ernst und schweigend betrachtete der Vater sein verlornes Kind; in seinen Augen glänzten Thränen und seine Brust hob sich unter der Last seiner Gefühle. „Vater, Vater," schluchzte jetzt Mathilde, „Vater, Verzeihung! Und könnt Ihr der schuldigen, reuigen Tochter nicht verzeihen, so verzeihet doch dem Würmlein da," und flehend reichte sie ihm ihr Söhnlein in die Arme. Der Oberst nahm es und küßte es sanft, da weinte Mathilde laut und heftig; sie schlang ihre Arme um des Vaters Füße und netzte sie mit ihren Thränen. „Mathilde!" rief jetzt der Vater gerührt durch ihren Jammer, „Mathilde, so müssen wir uns wieder finden! warum hast du mir das gethan? Warum hast du Jammer und Elend über den gebracht, der dich als Vater liebte, und nur auf dein Glück und auf deine Freude bedacht

war? Kannst du eilf Jahre des Kummers und Schmerzens auslöschen mit deinen Thränen?“ Und in ernster ergreifender Rede stellte er ihr die Sünde vor, die sie auf sich geladen hatte. Seine Worte drangen wie Schwerter in das Herz der schuldigen Frau. Sie rang im tiefsten Schmerz die Hände; bleich, stumm, auf das tiefste erschüttert, hob sie ihre Augen und Hände jetzt zum Bilde des Gekreuzigten, als wollte sie den ewigen Mittler als Fürsprecher anflehen. „Steh auf, Mathilde!“ sprach jetzt der Vater, legte das Knäblein auf das Bett und hob das gebeugte Weib von der Erde. Mathilde küßte heftig des Vaters Hand, und mit den rührendsten Worten und Blicken der Reue flehte sie um Verzeihung. „Mathilde, meine Tochter,“ begann jetzt der Oberst mit Wehmuth, „erzähle mir treu und aufrichtig, wie du es hast über dein Herz bringen können, deinen Vater zu verlassen.“ Mathilde athmete jetzt tief auf, trocknete sich die Augen und fing mit leiser, oft durch Thränen und stilles Schluchzen unterbrochener Stimme zu erzählen an:

„Lieber Vater, ihr wißt, daß ich und Richard von Jugend auf Gespielen waren. Ihr seyd sein größter Wohlthäter gewesen. Er wuchs heran; unter Euern Augen bildete er sich zum tapfern Krieger. Seine Unerschrockenheit und sein verwegener Muth erwarben ihm die Huld des Herzogs von Friedland, und bald wurde er einer seiner eifrigsten Anhänger. Ihr wißt, liebster Vater, mit welchem Zauber dieser Mann die Seinen zu umgarnen wußte. Unsere Zuneigung wuchs mit den Jahren — sie hatte das Glück von Euch gebilligt zu werden. — Bald darauf

aber entspann sich jene unselige Verschwörung, die mit dem Tode des Herzogs endigte." —

Der Oberst seufzte; jene unglückliche Zeit, die so viel edles Blut gekostet hatte, schien vor seiner Seele zu schweben. Er gab Mathilden ein Zeichen, fortzufahren.

„Richard war im hohen Grade bei dieser Verschwörung betheiligt. In jener Schreckensnacht, wo der Herzog ermordet wurde, hatte ihn eines Freundes Warnung gerettet. Ihr wißt wohl noch, liebster Vater, daß Ihr im Auftrag des Herzogs nach der Obern Pfalz gegangen waret, und mich bei der Tante Theresia — Gott tröste sie — gelassen hattet. In jener Nacht nun eilte Richard zu mir, die er längst als seine Verlobte betrachtete, und stellte mit glühenden Farben mir das Schreckliche seiner Lage vor. Tod und Schande erwarteten ihn überall, und nur in der Flucht konnte er Rettung finden. Allein er wollte nicht fliehen ohne mich. Denkt Euch meinen Schmerz. Ich widerstand anfangs, allein seine Bitten, seine Beschwörungen, sein Unglück machten mich wankend, und als er mir vorlog, daß auch Ihr, mein Vater, in die Verschwörung verwickelt seyd, da ergab ich mich; ich floh mit ihm über die Gränze nach Sachsen, wo bald ein Geistlicher unsere Hände zusammen gab." — „Schändlich," zürnte der Oberst, „der Undankbare, der Lügner!" Mathilde schaute ihn ängstlich und flehend an. Sie fuhr fort:

„Ich mußte es erfahren, daß nur der Segen der Eltern die Ehen beglücke. Wir schrieben an Euch, und baten um Verzeihung. Eure Antwort forderte mich auf, den Mann zu verlassen, der Euch ein

Verräther und Meineidiger war. Ach, ich konnte es nicht! Richard trat jetzt, trotz meines Bittens, in schwedische Dienste und verließ sogar seinen Glauben. Er drang in mich, dasselbe zu thun; allein das konnte ich nicht; ich wollte nicht noch elender werden, als ich schon war. Ihr suchtet noch immer in Eurer väterlichen Liebe die verlorne Tochter wieder zu gewinnen. Um von solchen Versuchen Ruhe zu haben, gab Euch mein Gatte ohne mein Wissen — ich erfuhr es zu meinem Jammer zu spät — die falsche Nachricht von meinem Tode und bestätigte sie durch erdichtete Zeugnisse. Vater! wir lebten in einer Ehe voll Elend und Unglück. Ich gebar zehn Kinder; sie starben Alle; freilich, es hatte ja ihre Mutter den Segen des Vaters nicht! Das that uns weh! Von körperlichen Leiden, die Krankheit und Beschwerniß des Krieges über uns brachten, will ich schweigen; doch das Leiden der Seele, der Gram und Kummer zehrten an mir. Das Schicksal des Krieges führte uns in diese Gegend, und in diesem Dörflein wollte ich mit Richards Wissen und Willen meine Entbindung abwarten. Da nahm Gott die Reuige zu Gnaden auf; in der Nacht der Barmherzigkeit sandte er Euch zu mir, und glücklich bin ich, wenn Ihr mir verzeiht! doppelt unglücklich aber, wenn Ihr nicht barmherzig seyd! Denn in meinem Elende lebte ich des tröstlichen Glaubens, Ihr würdet gewiß verzeihen, wenn Ihr meine Reue und mein Unglück wüßtet. O seyd barmherzig, verzeiht uns, mir und Richard, um des Heilandes willen, der in dieser Nacht geboren wurde!" Und weinend und flehend umschlang sie neuerdings die Kniee des Vaters. Mit

tiefster Rührung schaute dieser hernieder auf die arme Tochter. Da schrie das Knäblein. „Vater," rief sie jetzt, „das schuldlose Würmlein bittet für seine Mutter!" Der Oberst hob Mathilden auf. „Sey ruhig," sprach er, „ich habe dich stets geliebt; gerne will ich dir verzeihen, wenn du wahre Reue und Buße im Herzen hast. Mathilde, willst du den Willen deines Vaters erfüllen? willst du auf das neue werden die Freude und der Trost meines Alters?" — „O fragt nicht so," flehte sie, „befehlt, gebietet!" „Nun, Mathilde, wenn es dir mit deiner Reue, mit deiner Liebe Ernst ist, so verlasse Richard, verlasse den, der meineidig an seinem Glauben, an seinem Kaiser gehandelt hat, verlasse den, der gegen sein Vaterland, gegen deinen Vater selbst das Schwert gezogen hat; nimm dein Kind, folge deinem Vater, lebe für mich und für dein Kind!" — „Heilige Jungfrau!" rief in tiefster Erschütterung die Unglückliche, „was verlangt Ihr von mir? Sein Weib bin ich, und dieß da ist sein Söhnlein. Das Weib soll Vater und Mutter verlassen, und dem Manne anhangen. O habt mit ihm und mir Erbarmen, dieß wäre sein Tod!" — „Armes Kind," tröstete gerührt der Vater, „du willst genesen und verschmähst die Arznei? Kann dich das Herz des Vaters lassen bei einem meineidigen Verräther, dessen Namen am Galgen gehangen, der sein Schwert mit dem Blute seiner Brüder gefärbt hat? Kann ich dich bei Dem lassen, der dich nach deinem eigenen Gedächtnisse unglücklich gemacht hat und mich dazu? Dich und mich wird der Jammer aufreiben vor der Zeit, und was soll aus diesem Würmlein werden? Kannst du Den lieben,

den du selber verachten mußt? Ist das deine Liebe zu mir?" — Mathilde kämpfte fürchterlich. „Vater," erwiderte sie im tiefsten Schmerz, „ich will thun, was Ihr begehrt; ich will Richard verlassen und bei Euch bleiben, wenn Ihr ihm das Böse verzeiht, das er über Euch in so großem Maße gebracht." „Mathilde," meine liebe Tochter, mein einziges Kind!" rief der Oberst tief gerührt; „tröste dich, Gott ist mein Zeuge, daß kein Haß gegen Richard in meinem Herzen ist; allein nur dem Reuigen, nur dem Bußfertigen wird vergeben werden. Richard ist ein großer Sünder. O daß er es einsähe und sich bekehrte! Gerne will ich den Bußfertigen zum Sohne aufnehmen, wie dich zur Tochter. Laß uns hoffen auf die Barmherzigkeit Christi!" Mit aller Liebe seines väterlichen Herzens suchte er sie zu trösten. Sie aber weinte und ihre Thränen netzten das Antlitz ihres Söhnleins. Da fielen auf einmal Schüsse, Schwerter klirrten, Philipp's Stimme, der draußen mit den Pferden wartete, rief: „Feinde!" Mathilde schrie angstvoll auf, umfaßte mit der einen Hand ihr Söhnlein, mit der andern umschlang sie ihren Vater, als wollte sie ihn nimmer lassen. Der Oberst zog gefaßt sein Schwert. Fremde Stimmen erschollen; dröhnende Mannsschritte näherten sich dem Zimmer. „Das ist Richard's Stimme, rief jetzt Mathilde in Leid und Freude. O Vater, seyd barmherzig um Christi willen!" Der Oberst trat in höchster Ueberraschung in eine Ecke zurück. Richard trat ein, und begrüßte in heftiger Freude sein Weib und Söhnlein, das er heute zum Erstenmal sah. „O mein Sohn," rief er, „möchtest du

glücklicher werden, als deine Eltern und sie trösten!" Mathilde weinte laut. „Mathilde," begann jetzt Richard, „ich muß jetzt eilends fort; wir sind einem hohen feindlichen Offizier auf der Spur; er muß in diesem Dorfe seyn." — „Hier ist er," rief der Oberst und trat vor Richard. „Ergebt Euch!" befahl dieser. „Richard, kennst du mich?" fragte jetzt der Oberst. „Großer Gott, rief dieser in tiefster Erschütterung, seyd Ihr es, Vater?" „Nenne mich nimmer Vater," begann der Oberst mit ernstem, schmerzlichen Vorwurf. „Ja, es war eine Zeit, wo ich dich Sohn hieß, wo ich von dir und dieser da hoffte, daß Ihr die Stützen und die Freude meines Alters werden würdet! Ach, wie hab' ich mich getäuscht, wie habt ihr mich betrogen!" und mit schmerzlichen Blicken, in dem sich das ganze Leiden seiner Seele spiegelte, betrachtete er die Schuldigen. Stumm und starr stand Richard da, den Blick auf die Erde geheftet; das Schwert war seiner Faust entfallen; seine Brust athmete heftig unter der Last seiner Schuld. Mathilde kniete mit ihrem Söhnlein vor dem Vater und küßte und netzte seine Hände bittend mit ihren Thränen. „Richard, fuhr jetzt der Oberst fort, du hattest Vater und Mutter verloren und hattest kein Obdach, da nahm ich dich in mein Haus, nahm dich in mein Herz auf, und gab dir Alles, was ich dir geben konnte. Dich bestimmte ich zum Gatten meiner einzigen Tochter, zum Erben meiner Güter. Meiner Fürsprache bei dem Kaiser verdanktest du, daß du in jenem Alter schon Hauptmann warest, wo Andere erst zu dienen anfangen. Und wie hast du gedankt? Du ließest dich von jenem Friedländer

umgarnen, der Kaiser und Reich verrieth, und verachtetest meine Bitten und Warnungen. Du wurdest der treueste Gehülfe in seinem schlechten Werk, du wurdest ein Verräther, ein meineidiger, treuloser Verräther." Bittend hob Mathilde die Hände zum Vater empor. Dieser aber fuhr in ernstem, erschütternden Tone fort:

„Du stahlst dem Vater die Tochter, deinem Wohlthäter sein Liebstes, seine einzige Freude, verläumdetest seine Ehre und verführtest die Unschuld."

„Erbarmen, Erbarmen, Vater!" flehte Mathilde im rührendsten Tone. — „Stille," gebot der Vater und fuhr in steigender Wärme fort: „Das war Dir noch nicht genug; du tödtetest im Herzen des Vaters die letzte Hoffnung, sein Kind zu sehen, und logst ihm mit falschen Zeugnissen seinen Tod vor; du gingst zu dem Feinde über, und färbtest mit dem Blute deiner Brüder das Schwert, das dir zur Vertheidigung des Heiligsten übergeben worden war. Um das Maß des Bösen und der Treulosigkeit voll zu machen, verläugnetest du auch, um irdischen Gewinnes willen, unsern heiligen Glauben, in dem ich dich mit aller Sorgfalt habe erziehen lassen. Richard, du bist ein großer Sünder, bist ein dreifacher Verräther, denke an dein Ende; wie kannst du es verantworten? wie kannst du es gut machen?" — „Erbarmen, Erbarmen, um des Blutes Christi willen!" schrie Mathilde; Richard fuhr entsetzt zusammen. „Ich habe keines mehr auf Erden zu hoffen," rief er im tiefsten Schmerz der Seele, und preßte die Hand gegen die wogende Brust; „da brennt es wie

Höllenfeuer; mein Herz ist wie ein glühendes Schwert, das mich zerschneidet mit furchtbaren Qualen!"

„Sind euere Sünden roth wie Blut, so will ich sie waschen weiß wie Schnee, spricht der Herr" — rief tröstend Mathilde, und faßte Richard's Hand. Er zog sie zurück. „Rühre mich nicht an, Mathilde, ich bin dein Unglück, dein Elend. Weh mir!" — In seinem von der Sünde und Leidenschaft verfinsterten Gemüthe schien es jetzt Tag zu werden; seine Schuld und sein Elend stand urplötzlich in seiner ganzen Größe vor ihm, und der Schmerz der Verzweiflung prägte sich aus in seinen bleichen Zügen. „Richard," sprach jetzt der Oberst mit ernster, sanfter Stimme, „hast du Reue, so kann ja noch Alles gut werden!" — „Nimmermehr," rief dieser mit der ganzen Bitterkeit eines hoffnungslosen Herzens; „Ihr könnt mir nicht verzeihen; denn ich habe zu schändlich an Euch und Mathilden gehandelt! Alles, Alles habe ich verloren; zu Wien steht mein Name am Galgen, und im Buche der Gerechtigkeit unter den Verdammten der Hölle. Nein, mir kann nimmer geholfen werden!" Und furchtbar drohend fielen, wie zur Bekräftigung seiner Worte, Flintenschüsse, Schwerter klirrten, Rosse stampften. „Heil mir," rief Richard, und seine Augen rollten, „Heil mir, jetzt nahen die Helfer, lebt wohl!" — Und er eilte hinaus zu den Seinen in den Kampf. „Richard, Richard!" schrie Mathilde in höchster Angst, und sank ohnmächtig zusammen. „Maria hilf!" rief erschüttert der Oberst, hob sie auf und legte sie auf das Ruhebett. Das Geschrei der Kämpfenden übertönte das stille, aber herzzerreißende Jammern

des unglücklichen Weibes. Der Oberst knieete neben der armen Tochter und flehte für sie und Richard die Barmherzigkeit des Heilands an; er fühlte sich außer Stand, sein Kind zu verlassen und an dem Kampfe gegen den Gatten seiner Tochter Antheil nehmen zu können. Philipp war den Schweden entronnen; er hatte Hülfe gesucht und gefunden, und eilte herbei, seinen Herrn, den er gefangen glaubte, wo möglich noch zu retten.

Der Kampf endigte bald mit der Niederlage der Schweden. Richard stritt an ihrer Spitze mit Verzweiflung und verschmähte den angebotenen Pardon. Philipp's Hand war es, die ihm die tödtliche Wunde schlug. Da trug man ihn auf sein Bitten in das Zimmer seines Weibes. Im tiefsten Schmerz knieete Mathilde an Richard's Seite und suchte das strömende Blut mit ihren Händen zu stillen. Erschüttert beugte sich der Oberst über den Todeswunden, und suchte ihn zu trösten. Richard sah ihn mit brechenden Augen an. „Vater," stammelte er, „darf ich Verzeihung hoffen?" — „Du hast sie," rief tief gerührt der Oberst und reichte ihm die Hand. Richard zog sie an die bleichen Lippen. „Mathilde, meine Mathilde," flehte er und wandte seine Augen voll Liebe auf sie, „wirst du dem verzeihen, der dich so elend gemacht hat?" „Richard, Richard!" rief die unglückliche Frau, barg ihr weinendes Antlitz in die Kissen des Bettes und gab ihm das Söhnlein dar. Er küßte und segnete es und gab es dem Obersten in die Arme. „Lieber Vater," bat er, „sorgt für das arme Würmlein!" Weinend drückte er dieses an's Herz. „Richard,"

fuhr er fort, „willst du nicht sorgen für das Heil deiner Seele?“ Der Todeswunde nickte bejahend mit dem Haupte. Der Pfarrer des Ortes kam. Mit demüthiger Reue begehrte Richard die Wiederaufnahme in die Kirche des Herrn, die er so leichtsinnig verlassen hatte. Der Pfarrer hörte seine Beichte, gab ihm die heilige Absolution und tröstete und stärkte ihn mit seinem Zuspruch. „Vater,“ rief jetzt Richard erleichtert, „Gott und du haben mir verziehen; o daß doch auch des Kaisers schwer beleidigte Majestät mir verzeihen wollte!“ — „Sie hat es,“ tröstete der Oberst; da leuchteten Richard's Augen in heller Freude auf. „Ist es möglich? Vater!“ stammelte er. „Ja, mein Sohn, auch da ist dir verziehen,“ antwortete dieser. „Als ich dem Kaiser die Botschaft von unserm Siege bei Duttlingen brachte, da wandte er sich voll Huld und Gnade zu mir und tröstete mich; denn er kannte mein Unglück; er sicherte mir deine Begnadigung zu, wenn du reumüthig deine Schuld erkennen würdest, und stellte sie mir, mit Höchsteigenen Händen geschrieben, huldvollst zu. Im Namen und der Vollmacht der kaiserlichen Majestät ertheile ich dir hiemit Pardon.“ — Da überflog eine freudige Röthe das bleiche Antlitz des Sterbenden; mit der letzten Kraft riß er die schwedische Binde von seinem Arme und schleuderte sie weit weg. „Vater,“ flehte er, „des Kaisers Binde!“ In hoher Rührung gab ihm der Oberst die gelb und schwarze Binde Oesterreichs. Richard preßte sie mit Heftigkeit an die bleichen Lippen. „Es lebe Ferdinand!“ — rief er mit der letzten Kraft und sank zurück. Seine erlöschenden Augen wandten

sich noch einmal voll Liebe und Reue tröstend und flehend auf den Vater, auf sein Weib und Söhnlein. Mit dem Ausrufe „Jesus“ — „Gnade!“ — hauchte er den Geist aus. „Herr, sey seiner Seele gnädig!“ rief Mathilde, und neigte sich in unnennbaren Schmerzen über das bleiche Antlitz. „Mathilde, sey Christinn, sey Mutter!“ ermahnte der tief erschütterte Oberst, gab ihr das Kind in den Arm, und bezeichnete die Stirne des Todten mit dem heiligen Kreuze.

Dann wandte er sich zu seinen Kriegern. „Wessen Hand hat ihn getödtet,“ fragte er mit banger Stimme. „Die meine,“ erwiederte schwer und düster Philipp. „Heilige Jungfrau, so ist auch dein Wunsch, der Wunsch der Rache, erfüllt worden!“ rief schmerzlich der Oberst und wandte sein Auge nach Oben. „Hat der Todte dieß Herzenleid über Euch gebracht?“ fragte jetzt ängstlich Philipp, und eine schreckliche Ahnung durchzuckte sein Herz.

Der Oberst neigte mit trübem Ernste bejahend sein Haupt.

„Jesus sey ihm und mir gnädig!“ rief auf das tiefste erschüttert Philipp; „das habe ich nicht gewußt; weh mir, daß ich erhört wurde! Ich wollte Euch rächen, doch den schuldigen Sohn nicht verderben.“

„Die Rache gehört dem Herrn,“ erwiederte ernst und mit vorwurfsvollem Blick der Oberst und wandte sich zu dem Todten. Der Pfarrer betete mit dem Oberst das De profundis. Draußen aber sangen jubelnd die Landleute: „Ehre sey Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten

Willens sind.“ — Philipp stand wie vernichtet. Mathilde lag im heftigsten Fieber und redete irre. —

Nach drei Jahren finden wir den Oberst auf seinen Gütern; umgeben von Tochter und Enkel. Mathildens Gram hatte die Alles lindernde Zeit und die Liebe des Vaters gemildert; mit der ganzen Fülle ihrer Zärtlichkeit suchte sie die letzten Tage des Vaters zu erheitern und süß zu machen.

Dieser sah den Wunsch seines Herzens erfüllt und in Christian sein Geschlecht hoch und edel auf das neue aufblühen. Philipp hatte sich von ihnen getrennt; er glaubte durch seinen frevelhaften Wunsch nach Rache auf Richard's Haupt vor der Zeit die Strafe herabgerufen zu haben und grämte sich darüber bis in das Grab. —

5.

Liebe und Versöhnlichkeit.

Im südlichen Deutschland, wo zwei Fürstenthümer sich berühren, lag in einem von Wäldern umzogenen Thale ein kleines Wirthshaus. Es wurde selten von Gästen besucht; denn die Gegend ist arm und die Straße, welche durch das Thal führt, schlecht und nur wenig befahren. Daher kann man sich wohl das Erstaunen der Wirthsleute denken, als in den letzten Tagen des Februars, wo noch dichter Schnee

Wald und Flur bedeckte, ein herrlicher, mit zwei stattlichen Pferden bespannter Wagen vor ihrer Herberge hielt. Der Wirth und die Wirthin eilten sogleich herbei und mit großer Neugierde sahen sie einen Mann von mittlern Jahren, in einen Pelzmantel eingehüllt, heraussteigen. Der Mann hatte ein bleiches, ernstes Aussehen und erwiederte die Begrüßungen der Wirthsleute bloß mit einem vornehmen Kopfnicken. Auf die Frage des Wirthes, was „dem gnädigen Herrn" zu Befehl stünde, verlangte der Fremde ein eigenes Zimmer. Damit konnte der Wirth nicht leicht aufwarten. Zwar hatte er in dem obern Stocke zwei Zimmer: allein das eine war seit vielen Jahren nicht mehr bewohnt und hatte keinen Ofen; und die Fenster waren nur mehr zur Hälfte da und von allen Seiten hatten Wind und Wetter Zutritt; im andern, einem elenden Kämmerlein, bewahrte der Wirth sein Heu und Stroh auf. Dem Fremden blieb nichts anders übrig, als mit der Wirthsstube vorlieb zu nehmen, die von Gästen leer, aber mit einer recht erquicklichen Wärme erfüllt war. Dahin begab sich auch der Fremde; sein Bediente folgte ihm mit einem langen Säbel und einem Kästchen, stellte ein paar Flaschen Wein auf den Tisch, und entfernte sich dann auf einen leisen Wink seines Herrn. Zweimal fragte der Wirth, was der Herr weiter befehle; der Fremde schien in Gedanken versunken zu seyn, und öffnete plötzlich den Deckel des Kästchens; zwei Pistolen blitzten dem Wirth entgegen, welchem es bei diesem Anblicke nicht wohl zu Muthe ward. Als er zum drittenmal seine Dienste anbot, erwiederte der Fremde kurz und fast unwillig: „Nun,

so bringt ein gebratenes Huhn!" Der Wirth begab sich kopfschüttelnd fort; der Fremde aber ging bald mit großen Schritten in der Stube auf und ab, bald setzte er sich auf die Eichenbank neben dem Tische und versank in tiefes Hinbrüten; sein Aussehen ward immer finsterer und düsterer; manchmal seufzte er recht schmerzlich auf, als hätte er einen schweren Stein auf dem Herzen. —

Deßhalb bemerkte er nicht, daß zwei Knaben von ungefähr zehn Jahren in die Gaststube traten und etwas erfroren, bei dem Ofen sich zu wärmen suchten; der eine war der Sohn des Wirthes, Namens Caspar, der andere, Christoph mit Namen, ein armes Waislein, das zwei gutherzige Bauersleute, in einem ungefähr eine gute halbe Stunde entfernten Dorfe an Kindesstatt angenommen, ungeachtet sie selber Mühe hatten, sich durchzuschlagen. Beide Knaben kamen gerade aus der Schule; Christoph hatte von dem Wirthe auf Bitten seiner Pflegeltern die Erlaubniß erhalten, im Winter allezeit in der Gaststube sich wärmen und darin so lange aufhalten zu dürfen, bis es Zeit zur Nachmittagsschule ward, die in einem nahe gelegenen Pfarrdorfe gehalten wurde. In der Gaststube nahm dann Christoph gewöhnlich sein Mittagsmahl ein, das freilich recht ärmlich war und meist nur aus einem Stück Brod und einigen Erdäpfeln bestand, und diese pflegte er dann in dem Rohre des großen Ofens zu braten. Heute aber hatte Christoph noch eine besondere gute Speise; der Herr Pfarrer hatte ihn nämlich seines Fleißes und der vortrefflichen Antworten halber, die er ihm in dem Religionsunterrichte gegeben,

mit drei schönen Aepfeln beschenkt; mit einem recht vergnügten Gesichte griff er in sein Täschlein, nahm die Aepfeln heraus und legte sie in das Rohr. Mit heimlichem Neide hatte Caspar ihm zugeschaut. „Nicht wahr Caspar, das sind schöne Aepfel? willst du einen kosten, wenn sie gebraten sind?“ fragte gutmüthig Christoph.

„Behalte sie nur selbst,“ erwiederte unfreundlich Caspar, „ich bekomme etwas besseres zu essen, als Aepfel und Brod;“ und ging recht verdrießlich fort. Er hatte heute von dem Herrn Pfarrer einen derben Verweis erhalten, weil er seinen Religionsunterricht so schlecht gelernt und in der Schule sich so unruhig betragen hatte, während Christoph belobt, mit Aepfeln und gar mit einem schönen Bildlein beschenkt worden war. Das verdroß sein neidisches Herz. „Schmähe nur zu über meine Aepfel, mir sollen sie doch schmekken,“ dachte Christoph und nahm ein Buch in die Hand, um sich für den nachmittägigen Unterricht vorzubereiten; aber bei dem Ofen wurde es ihm bald zu warm; deßhalb suchte er sich in der Ecke des Zimmers ein stilles Plätzchen und lernte mit Herzenslust; nur von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf das Rohr, wo seine Kartoffeln und Aepfeln brieten und freute sich auf die herrliche Mahlzeit. —

Während nun der fremde Herr am Tische saß und seinen traurigen Gedanken nachhing, Christoph aber, nicht im geringsten durch die Anwesenheit desselben gestört, in seinem stillen Eckchen lernte, schlich sich Caspar wieder in die Gaststube. Mit seiner geringschätzigen Verschmähung der Aepfel war es ihm doch so Ernst nicht gewesen; die Aepfel waren schön,

und je länger er sie im Rohre braten sah und ihren süßen Geruch einsog, desto mehr wuchs sein Verlangen darnach; Christoph aber um einen zu bitten, dessen schämte er sich; hatte er sie ja mit Verachtung zurückgewiesen, als jener sie ihm so freundlich anbot. Caspar beschloß daher, sie heimlicher Weise aus dem Rohre zu nehmen. Und wirklich, er stahl einen Apfel, und schlich sich hinaus, um ihn draußen zu verzehren. — Christoph hatte es wohl gesehen, allein kein Wörtlein gesagt, sondern lächelnd sich gedacht: „Die Aepfel müssen doch nicht so schlecht seyn, als er sie macht; aber es hätte sich doch gehört, daß er mich darum ersucht hätte; gewiß ich hätte ihm gerne einen Apfel gegeben.“ Caspar hatte den Apfel so vortrefflich gefunden, daß er nach dem zweiten ein noch größeres Verlangen trug, als nach dem ersten. Wieder schlich er sich herein, zu dem Rohre hin, und stahl auch den zweiten. Allein mit dem zweiten hatte er noch nicht genug; er mußte auch den dritten verzehren.

Allein jetzt hatte Christoph's Geduld ein Ende; er hatte Alles, auch den Diebstahl des zweiten Apfels gesehen, und sanftmüthig still geschwiegen. Rasch sprang er aus seiner Ecke hervor und faßte kräftig Caspar's Hand, der eben mit dem gestohlenen Apfel sich wieder hinaus schleichen wollte. „Nein, Caspar, du machst es einmal zu arg; zwei Aepfel hast mir schon genommen, und ich habe kein Wörtlein dazu gesagt; aber den dritten Apfel, den sollst du mir nicht nehmen, den lasse ich dir nicht,“ rief unwillig Christoph, „das heißt ja Stehlen, schäme dich Caspar, und gieb mir den letzten Apfel wieder.“

Dazu hatte aber Caspar wenig Lust; er wollte sich losreißen und mit dem Apfel davon laufen; allein Christoph ließ ihn nicht, und rang ihm mit Gewalt den Apfel aus der Hand. Voll Wuth und Zorn griff der neidische Caspar nach dem mit einer eisernen Spitze beschlagenen Knotenstocke seines Vaters, der neben dem Ofen lehnte, und schlug nach Christoph; zum Glücke wich dieser dem Schlage, der sonst seinen Kopf getroffen hätte, aus, aber die Spitze des Stockes traf dennoch seine Wange, daß sie sogleich zu bluten begann. Caspar wollte in seiner Wuth den Schlag wiederholen, aber rasch entwand ihm Christoph den Stock, warf ihn weg, und preßte, da er ein kräftiger Knabe und stärker als Caspar war, seine Hände fest zusammen, und war im Begriffe, ihm auf ähnliche Weise zu vergelten. Aber plötzlich ließ Christoph die zum Schlage erhobene Hand sinken, der Glanz seines blauen Auges, das in der Glut des Zornes funkelte, wurde milder, und mit bewegter Stimme rief er aus: „Caspar, wir haben heute in dem Katechismus den Unterricht von unserm Herrn und Heiland Jesu Christo gehabt, der für seine Beleidiger litt und auf dem Kreuze starb, und noch sterbend für seine Feinde am Kreuze bat. Weißt du noch, was wir heute dem Herrn Pfarrer versprachen? Wir versprachen ihm feierlich, allen unsern Beleidigern jedesmal von ganzem Herzen zu verzeihen, und um Jesu, des Gekreuzigten willen ihnen das Böse mit Gutem allezeit vergelten zu wollen. Sieh, das haben wir heute alle Jesu Christo versprochen, und ich will es halten. Ich könnte dich schlagen, wie du mich geschlagen hast, bis auf das

Blut, aber ich will dir Alles verzeihen, daß du mir die Aepfel genommen und mich so verwundet hast, und zum Zeichen davon will ich dir auch den letzten Apfel geben."

Bei diesen Worten ließ er Caspar los und reichte ihm freundlich die Hand; aber Caspar lief voll Scham und Verwirrung fort. Umsonst rief ihm Christoph nach: „So komme doch, Caspar, iß den Apfel, und laß uns dann mit einander lernen."

Der fremde Herr war Zeuge dieses Auftrittes gewesen, und sichtbar davon gerührt worden. „Christoph," fragte er den Knaben, der sich das Blut von der verwundeten Wange trocknete, „ist dir die Verzeihung vom Herzen gegangen? hast du wirklich dem Caspar alles verziehen?"

„Alles und von ganzem Herzen," betheuerte der Knabe, „Ihr dürft es glauben, Herr; es ist mir aber hart angekommen; ich hätte ihn lieber geprügelt, als verziehen."

„Hart kam es dir an, Christoph? das will ich dir wohl glauben, denn Caspar hat dich wahrlich schwer gekränkt; wie ging es denn aber zu, daß du ihm doch verzieheſt?" fragte der Fremde weiter.

„Ja, Herr, das ging so zu: — in der Schule traf heute der Unterricht von dem bittern Leiden und Sterben Jesu Christi, und der Herr Pfarrer erzählte uns so Vieles und so Rührendes von dem Leiden Jesu, von seiner Liebe zu uns Menschen, die ihn durch die Sünde so oft und so schwer beleidigt hatten, daß es uns ganz weich um das Herz ward. Da rief er mich auf, und ich antwortete so gut, daß er mich belobte, und mit drei Aepfeln und gar mit einem

schönen Bildlein beschenkte. Gelt, Christoph, sprach der Herr Pfarrer zu mir, du wirst aus Liebe zu Jesu, nach seinem Beispiele allen verzeihen, die dich beleidigt haben? Ich versprach es, und dann mußten es auch alle andern dem Herrn Pfarrer versprechen. Seht, Herr, so ist es zugegangen. Und ein Versprechen, das ich heute Morgens gegeben, das hätte ich des Mittags schon wieder vergessen sollen? Nein, Herr, davor bewahre mich Gott! Ich habe Caspar vom ganzen Herzen verziehen, das dürft Ihr mir glauben. Hätte ich doch nur Euern Säbel dort nicht gesehen! in meinem Zorn, den mir Jesus verzeihen wolle, wünschte ich mir den Säbel zu haben, und damit den Caspar so über den Kopf zu hauen, wie mich er mit dem Knotenstocke geschlagen hatte! Nicht wahr, das war ein abscheulicher Gedanke! Ja, der Zorn und die Wuth! Ich will mich aber ernstlich hüten, und recht beten, daß mir kein solcher Gedanke mehr kömmt. Es ist doch nichts Schöneres, als Jesu zu Liebe verzeihen, und seinen Beleidigern das Böse mit Gutem vergelten; ich will es mit Jesu halten. Was man dem Nächsten thut, das thut man Gott, sagt der Herr Pfarrer; und nicht um Alles in der Welt möchte ich einen Haß und eine Feindschaft auch nur eine Stunde lang auf Jemanden haben."

Mit tiefer Bewegung hatte der fremde Herr der kindlichen Rede des Knaben zugehört; ein schwerer Seufzer entfuhr seiner gequälten Brust, und an das Fenster tretend, starrte er hinaus. Caspar aber reinigte den Apfel, der während des Ringens auf den Boden gefallen war, und legte ihn, wie zu einem Versöhnungsmahle, wieder in das Ofenrohr. —

Dann trat er wieder zu dem fremden Herrn und zeigte ihm das Bildlein, das er heute von seinem Herrn Pfarrer zum Geschenke bekommen hatte. —

„Nicht wahr, ein schönes Bildlein?“ begann der Knabe, und blickte mit einem Blicke auf ihn, der ihn ermuntern sollte, das Bildlein zu loben und an seiner Freude Antheil zu nehmen. Das Bildlein war in der That recht hübsch, und stellte die letzten Augenblicke des gekreuzigten, sterbenden Erlösers dar. —

Der Fremde betrachtete ergriffen die Züge des sterbenden Gottmenschen. „Herr, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun,“ las er leise; denn so lautete die Ueberschrift des Bildes. Der Fremde preßte die Hand an seine kämpfende Brust; er blickte mit Augen voll Leid und Schmerz zum Himmel auf. „Herr, vergieb ihnen! rief er halblaut vor sich hin; ja, Herr, ich will auch verzeihen, verzeihen deinetwillen, mein Jesu!“

In heftiger Rührung, mit nassen Augen, drückte er den Knaben an sich, der freudig ausrief: „Ja, Herr, verzeiht Euern Beleidigern, daß ist das beste Werk, das der Mensch vollbringen kann, und in Ewigkeit wird es Euch nicht gereuen.“

„Ich will meinem Feinde mit versöhntem Herzen die Hand bieten, sprach der Fremde leise vor sich hin, und das weitere, meine Ehre und mein Leben, dem Herrn übergeben.“

Da rollten den Hügel hinab zwei Wagen. „Jetzt kommen sie, rief der Fremde ernst, jetzt helfe Du, o Gott, zu einer ehrenvollen, aufrichtigen Versöhnung!“ —

Die Wagen hielten vor dem Wirthshause. Aus dem ersten Wagen sprang ein noch junger Mann, und eilte mit Herzlichkeit auf den Fremden zu, der ihn auf gleiche Weise empfing, und ihm mit tiefer Bewegung, in fremder Sprache einige Worte zuflüsterte, die dieser mit großer Freude anzuhören schien. Aus dem zweiten Wagen stiegen zwei ältere Herren, in Pelz und Mäntel gehüllt, und begrüßten mit kühler Höflichkeit den Erstgekommenen. Bald entspann sich ein Gespräch zwischen ihnen allen, das immer lebhafter wurde; zuletzt begaben sich die Herren alle in die obere Kammer des Wirthes. Verwundert und nicht ohne Angst sah ihnen Christoph nach; er hatte wohl bemerkt, daß in den Wagen Pistolen und Schwerter lagen. Nach einer Viertelstunde kamen sie alle wieder hinab mit fröhlichen, heitern Blicken, Arm in Arm, als wären sie Brüder.

„Seht da," rief der fremde Herr, und wies auf Christoph, „hier ist unser Friedensstifter; dieser Knabe hat mir das Herz gewandt!" Jetzt erzählte er ihnen den Streit zwischen Christoph und Caspar, und des erstern Versöhnlichkeit.

„So hat dich wahrlich Gott als einen Engel gesandt," sprach der Herr, welcher am Arme des Fremden hing; „Ludwig, wir müssen ihn aber auch belohnen; aber welche Belohnung käme wohl dieser, für uns alle so segensreichen Sanftmuth und Liebe gleich!"

Christoph begriff von dem allem Nichts, weder von den Lobreden, noch von den Liebkosungen der Herren, deren überraschende Freigebigkeit den Knaben in das größte Erstaunen versetzte. Vielleicht aber

haben es die Leser schon geahnet, daß die Umgebung des Wirthshauses an der Grenze der Schauplatz eines jener Zweikämpfe seyn sollte, die vor Gott und Vernunft auf gleiche Weise verwerflich und verabscheuungswürdig sind. Christoph's Geduld und Friedfertigkeit, um Jesu willen, machten auf den erstgekommenen Duellanten einen solchen Eindruck, daß er durch seinen Sekundanten dem Gegner die Hand zur Versöhnung bieten ließ, welche dann wirklich auf ehrenvolle, und beide Theile befriedigende Weise zu Stande kam. — So hatte Christoph's Versöhnlichkeit und Nachfolge Jesu nicht bloß ein schweres Verbrechen, einen Zweikampf verhindert, sondern vielleicht selbst einen Menschenmord verhütet — ein deutlicher Beweis, daß die Macht eines friedfertigen, in Jesu versöhnlichen Herzens über die Gemüther zorniger, erbitterter Menschen oft wunderbar groß ist.

Christoph empfing noch einen weitern und größern Lohn wegen seiner Liebe. Die Herren zogen in der Stille genaue Nachrichten über Christoph ein, und als sie hörten, daß er ein Waislein sey, voll Talent und guter Sitten, nahmen sie sich seiner an, ließen ihn auf ihre Kosten christlich und anständig erziehen, und sorgten auch weiters für sein Unterkommen, so, daß er ein geachteter und wohlhabender Bürger einer bedeutenden Stadt werden konnte. — Die Geduld, die Liebe und Versöhnlichkeit, die er in der Jugend bewiesen, blieben ihm immerdar und wurden ihm eine reiche Quelle des Glückes, des Segens und eines zufriedenen Alters.

Nicht dasselbe kann leider von Caspar gesagt werden; sein Neid, seine Zanksucht und Gierde nach

fremdem Gute wuchs mit ihm auf, und alle Bitten, Warnungen und Drohungen seiner Vorgesetzten, Eltern und Lehrer halfen nichts. Als er älter wurde, hatte er fast immer Händel mit seinen Nachbarn, und mehr als einmal ward er wegen seiner bösen, neidischen, habsüchtigen, unverträglichen Gemüthsart bis auf das Blut geschlagen. Nichts konnte ihn bessern. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er die Gastwirthschaft; allein so gut sie bei dem Vater gegangen war, so schlecht ging sie bei ihm, da sein Neid ihn zu Verfälschung der Getränke und andern Betrügereien verleitete, und er einmal ohne Streit und Zank nicht leben konnte. Ein Prozeß, den er eben so boshaft, als ungerecht und thöricht über ein Grundstück mit einem seiner Nachbarn begann, dauerte mehrere Jahre, und brachte ihn, da er nicht ablassen wollte, an den Bettelstab. — Er mußte zuletzt seine Wirthschaft verkaufen, und als Bettler ein müheseliges, verachtetes Leben führen. Das war die Folge seines Neides und seiner Gehässigkeit. —

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

fremdem Gute wuchs mit ihm auf, und alle Bitten, Warnungen und Drohungen seiner Vorgesetzten, Eltern und Lehrer halfen nichts. Als er älter wurde, hatte er fast immer Händel mit seinen Nachbarn, und mehr als einmal ward er wegen seiner bösen, neidischen, habsüchtigen, unverträglichen Gemüthsart bis auf das Blut geschlagen. Nichts konnte ihn bessern. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er die Gastwirthschaft; allein so gut sie bei dem Vater gegangen war, so schlecht ging sie bei ihm, da sein Neid ihn zu Verfälschung der Getränke und andern Betrügereien verleitete, und er einmal ohne Streit und Zank nicht leben konnte. Ein Prozeß, den er eben so boshaft, als ungerecht und thöricht über ein Grundstück mit einem seiner Nachbarn begann, dauerte mehrere Jahre, und brachte ihn, da er nicht ablassen wollte, an den Bettelstab. — Er mußte zuletzt seine Wirthschaft verkaufen, und als Bettler ein müheseliges, verachtetes Leben führen. Das war die Folge seines Neides und seiner Gehässigkeit. —

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.